

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **28 (1946)**

Heft 38

PDF erstellt am: **03.05.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Schweizer Frauenblatt

**Abonnementspreis:** Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.50  
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-  
Einzelnummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken /  
Abonnements-Eingehungen auf Postfach-  
Konto VIII n 58 Winterthur

**Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich  
Inseraten-Nachnahme: August Fisse L.-G., Corderostraße 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75. Postfach-Konto VIII 12433  
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 2 22 52. Postfach-Konto VIII n 58

**Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben**

**Inserationspreis:** Die einseitige Anzeigenspaltbreite oder auch deren Raum 15 Sp. für die Schweiz, 20 Sp. für das Ausland /  
Reklamen: Schweiz 45 Sp., Ausland 75 Sp.  
Gehilfengebühr 50 Sp. / Reine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate - Inseratenabschluss Montag abends

### Wie leben heute:

Die persönliche Verantwortung der Frau in der heutigen Staatsgemeinschaft.

Vortrag am Schweizerischen Frauengongress, gehalten von Fräulein Dr. Ida Somazzi

Wir suchen eine neue Grundhaltung für den Frieden.

Aus dem „andern Deutschland“.

### Gruß und Dank an Winston Churchill

Die Schweizerfrauen bedauern, daß der Besuch des englischen Königs in Zürich ausgerechnet einen Tag vor ihrem Kongress in der Limmatgasse stattgefunden hat. Sie haben sich darüber gefreut, daß er in unserer Stadt Ruhe und Entspannung gefunden hat, und sie hätten sich gefreut, ihm in Scharen in Zürich zuzuhören und danken zu dürfen. Wir Frauen wissen es, und haben es immer hart empfunden, daß es keine Tatkraft, keine Zivilcourage, „à travers et contre tout“, und kein unbezweifelbares Vertrauen in die guten Kräfte der Menschheit, die auch bei uns in der Schweiz ausstrahlend waren für unsere geistige Haltung, als man in weiten Kreisen der Gefahr erlag, die völkerverfeindlichen Liebesgriffe der deutschen Verbrecherbande als unabwendbares europäisches Schicksal hinzunehmen. Wenn heute die Schweiz unverändert da steht, wenn wir Schweizerfrauen heute nicht das Los der Frauen und Mütter anderer Länder teilen, dann verdanken wir das, nicht nur indirekt, sondern sehr direkt dem Einfluß und der Charakterstärke dieses Mannes, der mit seinem tapfern Volk als Erste den unerbittlichen Kampf gegen das böse Prinzip in der Welt aufnahm.

Möge sein Geist und sein Einfluß nun auch noch in der Schaffung eines zuverlässigen Friedens lebendig und wirksam sein. Wir Schweizerfrauen danken ihm, und bitten für ihn, daß seine Kraft und sein Einfluß noch lange ungebrochen bleiben möge zum Segen aller.

**Michela, werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg; das Wesen, das besteht.**

Angelus Silesius

### Zürich empfängt den Kongress

El. St. Es ist kein politischer Kongress und auch kein „Angehöriger“ wie in Wien 1815, den die Schweizerinnen auf den 20. bis 24. September 1946 nach Zürich einberufen haben, und doch wird diese Arbeit den Beweis erbringen, daß alles was die Schweizerinnen an sozialer, kultureller, wirtschaftlicher und staatsbürgerlicher Arbeit leisten, die schweizerische Politik, das schweizerische Staats- und Volksleben aufs intensivste beeinflusst und mitbestimmt, ohne daß dies oft zugegeben und anerkannt wird.

Nachdem Genf und Bern die beiden früheren Kongresse in den Jahren 1898 und 1921 durchgeführt haben, freut sich Zürich, die große, geistliche in schönstem Verblüffung prangende Einmaligkeit heute die Frauen aus allen Ecken unseres Vaterlandes empfangen zu dürfen.

Zürich war immer ein guter Boden für neue und fortschrittliche Ideen. Und da die Schweizerinnen dieser Zeiten keine wachsende Bürgerin, sondern geistig reifere Bernerin ist, so darf sie heute ohne Hemmnisse der Weisheit unserer Väter ein wenig in Erinnerung rufen, was die Schweiz, Frauenbewegung Zürich und seinen tatkräftigen Frauen alles verdankt. Jede Gegend, jede Schweizerstadt ist sozusagen die Wiege irgend einer geistesreichen Institution geworden, und wie sehr gerade die Arbeit in solchen Organisationen ein starkes Band unter den Frauen bedeutet, ähnlich dem Militärdienst der Männer, das werden die Zerstörerstage am besten demonstrieren.

Frühe schon, als die Frauen noch keine „öffentliche“ Bedeutung hatten, (d. h. noch weniger als heute!) spielte in Zürich die „Mittelschicht“, d. h. die Leibschicht des Klosters Fraumünster weiter herum eine große, und zwar auch politische Rolle. Was die Frau Leibschicht wollte oder nicht wollte, konnte nicht einfach übergangen werden, sondern man mußte mit ihr rechnen. In Schillers Tell sagt ein Ur-Kantöbler: Der großen Frau in Zürich bin ich halt verpflichtet.

In den späteren Jahrhunderten waren die Zürcher Frauen ein starkes Element des kulturellen Lebens Zürichs, und das Leben fast aller freien bürgerlichen Dichter, Künstler, Gelehrten und Staatsmänner ist irgendwie verbunden mit dem Namen einer bedeutenden Frau. Sogar Goethe fand in der klugen und reizvollen Barbara von Schulltheis eine anregende Freundin, und was später sich im musikalischen Leben an gebildeten und kunstverständigen Frauen um Bach, Wagner, Liszt u. a. bewegte, beweist, daß die Zürcher Frauen neben ihrer in aller Welt berühmten häuslichen Tugend noch Zeit und Sinn fanden für geistige Interessen.

Im 19. Jahrhundert, als nach der französischen Revolution und der Verkündung der Menschenrechte auch in der Frau das Bewußtsein zu dümmern anfing, daß sie nicht nur ein Menschengebilde zweiter Güte sei, gingen einzelne Frauen auch in

der Schweiz an, die allzu engen Fesseln zu lösen. Der Wunsch nach besserer Ausbildung erwachte, das Verlangen nach Studium, nach Beruf, nach freier Entfaltung der geistigen Gaben. Da war es wiederum Zürich, dessen Universtität als erste einer Schweizerin, Marie Heim-Vögtlin, die Tore zum medizinischen Studium öffnete, die dadurch unter schweren Kämpfen zur Pionierin unserer heute so selbstverständlichen weiblichen Arbeit wurde. Diese wurde am Kongress in Genf beschlossen, und als Gründung des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins von Dr. Anna Heer, Frau Oberin Schneider, Frau Corrodi-Stahl u. a. als erster — und bis jetzt einzig gebliebener — weiblicher Leitung — ins Leben gerufen. Wie sehr sich das schöne Frauenwerk im Lauf der Jahrzehnte — allen schwarzen Prophezeiungen zum Trotz — entwickelt und durchgeführt hat — davon kann sich heute jedermann selber überzeugen, der Zeit hat, dem schönen Spital mit Schule einen Besuch abzustatten.

Einer Frau verdankt Zürich die Idee und Gründung der alkoholfreien Wirtschaften.

### Die persönliche Verantwortung der Frau in der heutigen Staatsgemeinschaft

Dr. Ida Somazzi

Wir leben in einer ernsten, schweren Zeit. Wenn alle Kräfte eingesetzt werden, sie zu bestehen und die großen Aufgaben zu lösen, — oder wenigstens anzupacken, — wird sie als „große Zeit“ in der Geschichte stehen und zum Wohl der Menschheit beitragen. Größe aber war und ist immer nur mit „Schweiß, Tränen und Mühsal“ zu erringen, durch den ganzen, mühtigen Einsatz Einzelner und ganzer Völker. Auch die Frau, die wie Gottfried Keller sagte, lieber erfährt, der über seinen engsten Kreis hinaus sieht, ist als notwendiges Geleit zu akzeptieren, wie auch das Gefühl der Unsicherheit und das bisherige Vagen zu tragen sind. Denn entscheidungsschwere Fragen bedrängen uns auf allen Gebieten, im kleinen persönlichen Kreis sowohl wie im größeren unseres Volkes und im größten Kreis, der die Welt und das Schicksal der Menschheit umfaßt. Eine neue Welt ist im Werden, eine neue Welt folgt und muß werden; sie kündigt sich an mit Erschütterung und Spannung. Wir suchen auf neue nach zuverlässiger Orientierung. Die alte, bewohnte, uns vertraute Welt ist gestört, stellenweise zerstört. In der materiellen wie in der geistigen Welt starren uns Trümmer und Not aller Art entgegen und rufen nach Hilfe, nach Neu-Aufbau, nach Gegenwart. Wie unergründbar glaubte Staaten zusammenzubringen, sind unantastbar glaubte Normen gebrochen oder bedroht, mißbraucht und entwertet worden; sie müssen mit neuer Kraft wieder erfährt und als kraftverwendende und kräftigende Ideen zu neuer Wirksamkeit gestaltet werden. Die alten Ideale von Freiheit, Recht und Menschlichkeit müssen tiefer erfährt und lebensnäher wirksam gemacht werden. Die neuen Erkenntnistiefe und Erregungsfähigkeit der großartig entwickelten Wissenschaft und Technik erfordern zu ihrer Bewältigung eine vertiefte ethische Kraft und eine stärker disziplinierte Erzeugnis der Menschheit.

Die Atmosphäre der Welt muß von Mißtrauen, Haß und Rache gereinigt werden, so begreiflich sie auch als schauerlich provozierte Reaktionen und so berechtigt sie auch sind als Empörung über all die Verletzung von Freiheit und Recht und Menschlichkeit, über die satanische Entwürdigung des Menschen in der Person des Verbrechers und in der des Opfers. Die tragischerweise und tragischgespannte politische Weltlage erfordert höchste Wachsamkeit,

gegen und rufen nach Hilfe, nach Neu-Aufbau, nach Gegenwart. Wie unergründbar glaubte Staaten zusammenzubringen, sind unantastbar glaubte Normen gebrochen oder bedroht, mißbraucht und entwertet worden; sie müssen mit neuer Kraft wieder erfährt und als kraftverwendende und kräftigende Ideen zu neuer Wirksamkeit gestaltet werden. Die alten Ideale von Freiheit, Recht und Menschlichkeit müssen tiefer erfährt und lebensnäher wirksam gemacht werden. Die neuen Erkenntnistiefe und Erregungsfähigkeit der großartig entwickelten Wissenschaft und Technik erfordern zu ihrer Bewältigung eine vertiefte ethische Kraft und eine stärker disziplinierte Erzeugnis der Menschheit.

### Michaëla

Ein Frauenjuchel

Von Irmgard v. Haber du Haur

### Kindheit

Es war ein schöner Bauernhof in Süddeutschland, wo Michaëla aufwuchs. Das behäbige Haus lag, von Säulen und Gärten umgeben, auf einem Hügel über dem Dorf. Die ganze Woche war Michaëla, unter der Obhut des Bauern und der Bäuerin, die sie auch Vater und Mutter nannte, ein Kind mit den übrigen Kindern. Sie schliefen zusammen, sie spielten zusammen, sie aßen zusammen am Tisch, Vater, Mutter, der Knecht, die Magd und die große Kinderdame; schon mußte Michaëla auch mit den anderen in der Dorf-Schule sitzen. Es war kein Unterschied zwischen ihr und den Kindern, höchstens daß einmal eines zu ihr sagte: Du schwarze Zigeunerin! Denn ihre schwarzen Locken lagen sehr ab von den blonden und braunen Haaren der übrigen Kinder, und sie war wider und beherrschte alle.

Aber am Sonntag war alles anders. Am Sonntag kam Michaëlas wahre Mutter, die ihr allein gehörte, auf dem Rad angefahren und ließ sie hinaus aus dem gewöhnlichen Leben. Michaëla gehörte nur noch ihr. Wie sie am Sonntag andere Kleider trug, die am Montag wieder im Kasten hingen, so war sie selber ein anderes Kind. Sogar ihre Sprache war eine andere, denn die Mutter sprach so, wie es die anderen erst in der Schule lernen mußten, aber Michaëla mußte es nicht lernen, denn es war die Sprache der Mutter. Die Sonntagsprache der Sonntagsmutter.

Daß die Kinder des Hofes ihre Mutter alle Tage hatten, und sie die ihre nur einmal in der Woche, empfand Michaëla nicht als schmerzhaft. Denn die Woche mit den Kindern und Vater und Mutter der Mutter, war ja schon und recht. Es hätte gar nicht anders sein sollen. Nur durfte der Sonntag nicht fehlen. Als einmal die Mutter krank gewesen war und nicht hatte kommen können, war der Tag für Michaëla unermesslich leer und lang gewesen, sie hatte zum ersten Mal nirgend hingehört, sie war ein fremdes Kind unter den Kindern gewesen, und am folgenden Sonntag hatte sie nicht aufgehört die wieder Erlahmende zu fragen: Geht es dir wieder gut? Kommst du am Sonntag wieder?

Die Mutter war die ganze Woche in der Stadt und mußte an einer Schreibmaschine sitzen und Briefe in vielen Sprachen schreiben, Briefe an Menschen, die sie nicht kannte, über Sachen, die Michaëla und ihre Mutter nicht sehr interessierten. Aber sie mußte es tun, damit sie Geld bekam für Michaëla. Sie mußte nicht nur heute ihre Kleider zahlen und noch vieles andere, sie mußte genug bekommen, daß Michaëla einmal nicht an einer solchen Maschine sitzen mußte und solche Briefe schreiben, sondern noch viel mehr lernen konnte und einmal, wenn sie groß sein wird, etwas Schönes tun könnte. Darum arbeitete die Mutter die ganze Woche und konnte nur am Sonntag bei ihrem Kinde sein. Daß die anderen Kinder auch noch einen eigenen Vater hatten, fiel Michaëla nicht sehr auf. Ihre Mutter war Vater und Mutter zugleich; sie brauchte nicht mehr. Wenn die Kinder manchmal zu ihr sagten: Dein Vater, der Zigeuner, so lachte sie nur und schüttelte ihre schwarzen Haare, ohne weiter darüber nachzudenken.

Aber dann einmal — das war zur Zeit, als sie schon zur Schule ging und mit großem Eifer lernte, was es zu lernen gab — sagte sie ihrer Mutter ein Gedicht

auf. Sie hatte es gern gelernt und in der Schule auch schon aufgelegt, aber nun für die Mutter konnte sie es noch ganz anders sagen, auf einmal verstand sie es selber ganz richtig. Es war von einem Kind, das Symmetrie hat, weit fort in der Fremde, und von der Mutter träumt und dadurch wieder Kraft und Mut bekommt. Während Michaëla es sagte und es zum ersten Mal wirklich erlebte, mußte sie weinen, und auf einmal weinte die Mutter auch und nahm Michaëla in ihre Arme. Das Kind stammelte:

„Mein, nein, ich bin nicht traurig, nur weil es so schön ist!“

Die Mutter erwiderte: „Das hast du von deinem Vater, er liebte die Gedichte so sehr, er war selber ein Dichter. Wie hätte er dich nicht lieb, wie hätte er sein Töchterlein lieb!“ Das Kind legte sich mit einem Knick auf und fragte:

„Wo ist mein Vater?“

Die Mutter sagte ihr, daß er gestorben sei. Ganz plötzlich. Schon sehr lange. Schon ehe Michaëla zur Welt gekommen sei.

„Ich will dir von ihm erzählen. Ich will dir viel, viel von ihm erzählen. Am nächsten Sonntag. Denn nicht du, heute ist es schon spät. Eben will die Sonne untergehen. Wir müssen aufbrechen. Die gute Mutter wartet schon mit dem Essen. Wir wollen essen und ich lege dich zu Bett. Nächsten Sonntag gehen wir gleich zusammen in den Wald, und dann erzähle ich dir...“

Michaëla mußte die ganze Woche an das Versprechen der Mutter denken; sie wartete auf den Sonntag mit so großer Spannung und Ungeduld, wie noch nie. Ihre Mutter und sie hatten zusammen über ein Gedicht gewacht. Die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie einen Vater hatte, und von ihm wollte sie ihr erzählen. Und der Sonntag kam nicht und würde niemals

meht kommen. Denn sie wartete auf die Mutter, ja sie lief ihr auf dem Weg entgegen, ohne sie zu treffen. Michaëla ging weiter und weiter, die Sonne war schon heiß. Warum kam die Mutter so lange nicht? Hatte sie sich heute veripert, da sie eben so viel zu erzählen hatte? Die Sonne stieg höher. Michaëlas Sonntagsgedächtnis waren ganz weiß vom Staub der Straße geworden. Die Straße zog sich zwischen Wiesen hin. Die Wiesenränder waren grau, die Bäume waren grau vom Staub. Es war erdrückend heiß. Das kleine Mädchen sah immer in die Weite, und wenn die Benfänge eines Rades in der Sonne aufblühte, meinte sie, es müsse die Mutter sein, aber es waren fremde Radfahrer, die wie Gesier vorbeifuhren. Manchmal kam ein Auto und hätte alles in Staub und in eine Luft, die man nicht atmen konnte. Warum kam die Mutter so lange nicht? Das kleine Mädchen sah endlich um vor Müdigkeit und entäußelter Ermattung. Sie wollte die Augen offen behalten, doch sie fielen ihr zu. Die Mutter würde sie ja sicher erkennen, ob sie auch noch so klein da zusammengestaut lag, an ihrem Sonntagsgedächtnis an der Sonntagsgedächtnisse im Haar würde sie gewiß ihr Kind erkennen, und an ihrer großen Schamhaftigkeit und Sonntagserwartung.

Und nun war Michaëla bei der Mutter angelangt. Michaëla war zur Mutter gegangen, nicht wie sonst die Mutter zu ihr, und die Mutter empfing sie mit den Worten:

„Ich war vorausgegangen und ermahnte dich. Ich habe lange gewartet. Jetzt bist du bei mir.“

„Du hast auf mich gewartet?“ fragte erstaunt das Kind. „Gelt, du mußtst, daß ich kommen würde?“

„Ja“, antwortete die Mutter, „das mußte ich.“

Wichtig packte sie jemand an der Schulter, aber nicht die Mutter, so fest, daß sie schrie. Die Mutter war verschunden, es ward Geduld, der älteste der Jungen, er drängte:

Bereitschaft und Anstrengung aller friedenswilligen Kräfte, um ihre Gefahren zu meistern. Die Nachkriegszeit hat uns den erhofften Frieden noch nicht gebracht. Zu viel ist neu zu ordnen nach so vielen Jahren verhängnisvoller totalitärer Politik und eines fürchterlichen Krieges, der statt Schwierigkeiten zu lösen, neue vermehrte Schwierigkeiten geschaffen hat, des Krieges, der wie alle Kräfte die Macht- und Raubgierigkeiten großgezogen hat. So bestehen zwischen den Staaten der Welt, insbesondere zwischen zwei gewaltigen Mächtegruppen (Vereinbar scheinende Gegenstände und so fortige Spannungen, daß nur durch Aufhebung aller Kräfte ein Ausgleich oder ein Abbau möglich sein wird. Und doch ist nur so ein neuer Weltkrieg zu verhindern. Wohl wird erneut versucht, durch einen zweiten Weltbund alle friedenswilligen Kräfte zusammenzuführen, um in gemeinsamer Anstrengung den Krieg unmöglich zu machen und im Rahmen einer internationalen Rechtsordnung und durch internationale Zusammenarbeit wie auch durch gegenseitige Hilfe auf allen Gebieten der Kultur eine dauernden Weltfriedens aufzubauen. Aber noch konnte diese Organisation der Vereinten Nationen ihre Kraft nicht entfalten und wirksam erweisen. Und doch ist die Frage des Friedens für die ganze Welt, für die Staaten und Völker, für die Einzelnen, für die ganze Menschheit zur überaus dringenden Existenzfrage geworden. Es geht uns alle an, was vor kurzem der amerikanische Staatsmann Wallace gesagt hat: "Wie wir die wichtigste Frage, die des Friedens, lösen, wird darüber bestimmen, ob wir leben werden, und zwar nicht, ob wir in einer oder in zwei Weltkriegen leben, nein, — vielmehr, ob wir überhaupt noch weiter leben werden." Die Entscheidung über Krieg oder Frieden wird auf dem politischen Boden durch die Staatslenker gefällt werden; aber die Fundamente für den Aufbau des Weltfriedens müssen breiter angelegt und tiefer gefestigt werden: im Herzen, im Geiste und im verantwortungsbewußten Willen und Handeln von Millionen Menschen. Um dies zu erreichen, müssen die Lebens- und Arbeitsverhältnisse über den ganzen Erdball weit verbessert werden, wo sie es noch nicht sind, menschenwürdig gestaltet werden. Dazu ist eine intensivierte Sozial-, Wirtschafts- und Kulturpolitik nötig, durch die möglichst viele Menschen in den Stand gesetzt werden, ihre Arbeit als lebensnotwendige Funktion im Dienste der menschlichen Gemeinschaft zu tun, und sie, wie die Charta der Arbeit des internationalen Arbeitsamtes sagt, nicht als "Ware" anbieten zu müssen, und in vermehrter Maße weit breiten Kreisen ermöglicht werden, an den Segnungen der Kultur und am geistigen Leben teilzuhaben.

Verschiedene Kriegursachen könnten dadurch beseitigt werden, und den kriegsleitenden verantwortlichen Staatsmännern und ihren unterworfenen Staatsbürgern würde die von der Welt aus den Augen genommen, weil es nicht mehr zu allgemeiner Unzufriedenheit aus Existenznot käme, (z. B. durch Arbeitslosigkeit), noch zu politischer Blindheit und eitler Stumpfheit großer Völkervereine. In dieser Richtung liegen auch die Bemühungen um eine wahre, eine realistische Demokratie und um die Schaffung wahrer Volksgemeinschaft. Alle diese Aufgaben sind groß und schwer, und die sie befühlenden Gegenkräfte sind mächtig. Der Geist der Gewalt und der Geist der totalitären Staatsidee sind nicht tot. Die Bemühungen der demokratischen, sozial- und humanisierenden Männer bedürfen der Unterstützung durch gleichgestimmte Frauen. Ohne die Mit-

arbeit der Frauen ist weder der Frieden aufzubauen noch die soziale, die wirtschaftliche, die kulturelle Aufgabe zu lösen; noch ist wirkliche Demokratie und Volksgemeinschaft möglich. Vor 20 Jahren schon rief die große französische Staatsmännin, die Präsidentin der Parlamentarierin zu: "Glaubt nicht, daß ihr den Frieden sichern könnt, wenn ihr nicht die Frauen des Volkes, die Mütter, für die Sache des Friedens gewinnt." Staatsmänner einst besetzter Länder und Führer der Widerstandsbewegungen gesehen, daß sie ohne die wunderbare Tapferkeit und opferfähige Vaterlandsliebe und Freiheitsliebe der Frauen kaum zum Ziele gekommen wären. Wo es um den Menschen und das Menschliche geht, betrifft jede Bemühung auch Frauen, und die Frauen vermögen aus einem reichen Schatz an Kräften und Erfahrung einen notwendigen Beitrag zu leisten. Und nun geht es letzten Endes in all dem Ringen für den Frieden, für Wirtschaft, Demokratie, Gemeinschaft und Kultur, um einen Schritt weiter in der Befreiung des Menschheit, es geht um die von Biologie erlebte Verarmung des Menschen, indem das väterliche Element durch das mütterliche ergänzt wird, es geht um die Mobilisierung aller sozial und sittlich-humanen Kräfte, es geht um vermehrte Humanität. Diese aber ist die Aufgabe aller für alle. Hier mitteilen, sind alle Gutgesinnten berufen, Männer und Frauen, alle, die ein Ohr haben, Aufgaben setzen zu hören, und die bereit sind, ihre Antwort zu geben, gedrängt durch ihre persönliche Verantwortungsbewußtheit.

Was ist diese persönliche Verantwortung? Weshalb wird allenthalben nach ihr verlangt wie nach einer Selbstkraft? Nicht ohne Grund. Es handelt sich um eine zentrale schöpferische Kraft der menschlichen Seele, dieser geheimnisvoll wirksamen Quelle geistiger Energien, die wie alle Kräfte verschiedener Art unterscheiden und benennen. In diesem lebendigen Kräftefeld kommt der Verantwortungsfunktion eine gestaltende, lenkende, eine bindende und ordnende Funktion zu, und wenn sie die Lebensenergien auf höchste Werte zu lenken vermag, wird sie zu einer entscheidenden Kraft für die Fortentwicklung und Veredlung des Menschheit. Zur Verantwortung fähig ist allein der Mensch; ihr Ausmaß, ihre Verwandlungskraft und die Qualität ihres Zieles verraten den ethischen Gehalt eines Menschen und bestimmen sowohl seine Persönlichkeit als seine Auswirkung auf die Umwelt. Es ist ein schimmles Urteil, wenn von einem Menschen mit Grund gesagt werden muß: er kennt keine Verantwortung, er geht mit Menschen und Dingen, mit der Wahrheit, mit seinen Kräften, mit seinen Rechten und Pflichten, mit seinem Leben und zur Verantwortungslösung um. Dann ist es, als hätte der Mittelpunkt, der ruhende Pol; es ist kein Verlaß auf ihn, und das Vertrauensverhältnis findet keinen Anhaltspunkt in ihm. Verantwortung anzuerkennen, heißt Einsicht und Urteilskraft voraus, verlangt also Intelligenz, aber nicht nur die des Verstandes, sondern auch die des Bewußtseins, das uns sagt, was gut, was böse, was recht, was unrecht, was wahr, was unwahr ist. Wenn wir uns darnach richten, fallen wir einen Entschluß und bewegen und erfahren dadurch unsere Freiheit, die nach Kant, Selbstbestimmung ist. Eine Verantwortung anzuerkennen oder zu übernehmen, heißt Verantwortung, etwas zu leisten, für etwas sich einzusetzen, die Folgen zu tragen, Redenshaft anzulegen und sich zu seinem Tun und Lassen zu beklagen. Verantwortungsbewußtheit ist nur möglich bei einem durch Erfahrung gewonnenen Selbstvertrauen. Zugleich wird dieses wie auch das wahre, richtige Selbstgefühl durch geistliche Verantwortung gefestigt. Verantwortungsbewußtheit befristet uns; sie zwingt uns, über das Nächste, über den kurzen Augenblick hinaus zu leben und zu bedenken, was werden wird, was werden könnte; sie bringt uns zu vermehrter Kraftanstrengung und stärkt unseren Willen. Einem Kinde eine seiner jungen Kraft angepaßte Verantwortung für eine Arbeit, für eine Pflanze oder für ein Tier, oder gar für ein anderes Kind zu übertragen, ist eines der stärksten und

besten Erziehungsmittel. Unter dem Einfluß einer großen Verantwortung kann ein Mensch sich völlig ändern, wie sonst nur unter dem Einfluß der Liebe.

### Clara Bütcher.

Die Gründerin und Redaktorin des Schweizer Frauenkalenders, wird am 27. September 60 Jahre alt. Ein junges Mädchen, das früh die Mutter verloren und eine stille Kindheit verlebte hatte, die Tochter des vielbeschäftigten Olinier Stadtschreibers Gustav Bütcher, war eben von einem Aufenthalt an der Ecole des Beaux Arts in Neuchâtel nach Hause zurückgekehrt. Es war vor Weihnachten. Clara Bütcher lagde in einer Buchhandlung nach einem Kalender, doch — was sie wünschte, ein gediegenes Werk, das den Stempel der Eigenartigkeit getragen und zudem hohen literarischen und künstlerischen Wert besaßen hätte, fand sie nicht. Während einer Zeit winterlichen Krankheits reiste in der klugen und empfindlichen Zwanzigjährigen der Gedanke, selbst einen Kalender herauszugeben. Es war ihr darum zu tun, die künstlerische und künstlerisch tätigen Frauen zur Mitarbeit zu gewinnen. So würden sie auch der Selbsttätigkeit, in der sie sich damals noch mit regster Schätlichkeit bewegten, befähigt und dabei in ihrem Schaffen ermutigt und unterstützt werden. Mit einem herzerfreuenden Enthusiasmus machte sich die jugendliche Idealistin, die zudem mit der Gabe jährlicher Ausdauer und einer guten Dosis starken Willens begabt war, ans Werk. Sie war Redaktorin, Herausgeberin und Betreuerin der Inzeratentheilung in einer Person. Sie schiedete vor keinen Schwierigkeiten zurück und nahm jedes Risiko in Kauf. Wohl mußte sie zuerst den Rahmen ziehen, die Richtung erstatten und zur kraftvollen Linie ziehen, in die hinein, um die herum der leuchtigste zusammengehaltene Inhalt sich fügte. Bald besaß dann aber in der Tat die Schweizerische Frauenwelt ihren alljährlich erscheinenden Kalender, der 1944 mit dem "Jahrbuch der Schweizerischen Frauen" verknüpft wurde und der demnächst wieder, in seinem 37. Jahrgang, auf den Buchmarkt gelangen wird, von vielen mit Spannung erwartet und geliebt begrüßt.

Clara Bütcher ist unter den schweizerischen Redaktorinnen, soweit wir wissen, die einzige "Kalenderfrau". Als der Frauenkalender 1935 zum 25. Male schöngedankt in Gold und Blau, erigiert, war es keine geringere als die unvergessliche Dichterin Maria Waser, die sowohl dem Buch, wie seiner Gründerin und Betreuerin herpaltete siehe Worte der Anerkennung und des Dankes, des kollegial verständnisvollen Jubelrufes würdigte. Wir finden Namen wie: Helene Keller, Maria Mathys, Johanna Siebel, Elia Wengerer, sowie ersten Jahrgängen; wir betradten Gemälde-Reproduktionen der Malerinnen Emilie W. Koeberlin, Clara von Rappard, Esther Gung, Gertrud Escher, Esther Mengold, Emma Jenner und andere, der Skulptorin Ida Schärer-Krause, wir lassen eine ganze Reihe damals zeitgenössischer Redaktorinnen Reue passieren und vertiefen uns gerne in den Anblick über Porträts; wir lesen mit Interesse die Aufsätze über Frauenbestrebungen auf manchem Gebiet der Erziehung, der Fürsorge, des Kampfes um die politische Gleichberechtigung, und wir werden uns dabei bewußt, daß der Schweizer Frauenkalender durch alle Jahrzehnte hindurch auf seine Art und Weise wieder mitgeholfen hat, die Frau zu bilden, vor allem: sie im Vertrauen in sich selbst und in ihr Können zu stärken.

Als Clara Bütcher im Jahre 1921 nach einer Grippe in Davos einen Erholungskursus hielt, beschloß sie, dort oben — zusammen mit ihrer langjährigen getreuen Freundin und Mitarbeiterin Emma Staub — Wohnsitz zu nehmen. Neben ihrer Redaktions- und schriftstellerischen Tätigkeit (ein Roman, Erzählungen, Auzergeschichten, Artikel, sowie Gedichte, von denen der Gänger und Komponist Willy Kästel mehrere vertonte) betrieb Clara Bütcher in Davos-Dorf bis zum Jahre 1944 eine Papeterie und Buchhandlung. Ein Augenleiden, das der emlichen, lebenswürdigen und humorvollen Kalenderfrau je und je zu schaffen machte, zwang sie, ärztlichen Rate folgend, das Tiefstal oben zu verlassen, jedoch sie jetzt wieder in ihrer Vaterstadt Oben lebt, mit unverminderter innerer Freude und Frische die Redaktion des Frauenkalenders als getreue gelebte Mitarbeiterin kleiner Geschäften und Artikel mitarbeitend.

Von hergen wünschen wir der Jubilantin weiterhin viel gute und frohe Kraft für ihre Arbeit. Für das, was sie uns durch alle Jahre hindurch gegeben, sagen wir ihr unseren herzlichsten Dank.  
Betty Wehrli-Knobel

### Politisches und Anderes

Ein neues Schulgesetz wird demnächst vor das Stimmvolk von Basel-Land kommen. Jeder Stimmberechtigte bekam ein "blaues Büchlein", das neue Gesetz, zum Studium gestellt. Von zweedmäßigem Ausbau der Kindergärten, der Stillehalten für Schmutzgebäude, von event. Französischunterricht an der Primarstufe, vom Obligatorium der Hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule ist da die Rede... natürlich lauter "Männerfragen", die gewiß jeden 20-jährigen Schuljungen, nicht aber die Mütter interessieren, denen eine Stellungnahme zum Gesetz vordringlich ist. Es wirkt sich die Verarmung des Frauenstimmrechts aus, das die Baselländer Männer diesen Sommer jenseits brachten.

Friedensorganisationen aus aller Welt haben ihre Vertreter zu einer Tagung nach Genf entsandt; auch die Europa-Liga lagte gleichzeitig und schließlich vereinte am Wochenende der "Schweizer Friedensrat", die Weltgemeinschaft der Friedensorganisationen der Schweiz, unter dem Präsidium des Herrn Prof. Hoffler und Olinier, die schweizerischen Delegierten in Bern. Es wurde angeregt, die Schweiz möge in "Moralische" Stillekräfte mit der nötigen Unterstützung für Katastrophenhilfe zur Verfügung stellen; Militärgegner aus Weltgemeinschaften sollten Zivilisten leisten können; das geltende Waffenverbot solle um ein Jahr verlängert, eventuell das ganze Kriegsmaterialregime im Sinne der Weltfriedenspolitik revidiert werden.

Wohlfühlbarkeit Es ist zwar ein großes Wort dafür, daß drei Schiffe mit Weizen, deren je eines für Norwegen, die "Mitra" und die "Schweiz" bestimmt waren, nach Indien ungeliefert worden sind, um der dortigen Hungersnot zu steuern.

Zwei gelehrte Gartnerinnen In Glarus feierte vor kurzem Dr. Frieda Calat ihren 70. Geburtstag. Ihre Forschungen und Veröffentlichungen betreffen historische Gebiete. Frau Dr. Calat, die seit Jahrzehnten als Angestellte der Frauenhilfsvereinsverwaltung für uns keine Unterleante ist, ist nachträglich auch an diesem Plage persönliche Gratulation entboten.

In Schwanden starb Frau Ida Tschudi-Schmidperlin, die durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der Heraldik bekannt geworden ist, so zum Beispiel durch ihre Arbeiten im heraldischen Teil des "Wappenbuchs des Landes Glarus" (1937), das zum wichtigen Handbuch geworden ist.

Ein ehrenvoller Ruf Der Höflichkeit Elie Meinerer, die 1938 als Pflichten aus Deutschland nach Schweden kam und die letzter am Forschungsinstitut für Physik der Akademie der Wissenschaften in Stockholm Forschungsaufträge durchführte, ist ein eigener Lehrstuhl für Kernphysik errichtet worden. Prof. Elie Meinerer ist ursprünglich österreichischer Abstammung.

Von der wulstigen Kezlin "Es kam dem Lande zu gute", schrieb vor kurzem ein Berichterstatter über Schweden, daß eine erhebliche Anzahl Frauen Weidmännern hantieren. Es konnte der stürzende Dienst während des Krieges helfen, ermöglicht werden. Hinter der Front von Stalingrad wurde Tag und Nacht in ca. 50 Spitälern operiert. Dort arbeiteten 600 Weiber, die aus ganz Rußland zumarmenegen worden waren. Die Leiterin dieses Weiberkorps war die Oberstin Valentina Gromowa, welche die schwersten Fälle persönlich übernahm. Sie ist in der Gegend von Kiew als beste Chirurgie-Professorin bekannt und arbeitet jetzt wieder in ihrer Heimat. Daß im allgemeinen Geburten und Kinderpflege ganz in den Händen weiblicher Kräfte liegen, ist für uns nicht uninteressant.

Und Chocolate? In der nächsten Session der Bundesversammlung werden wir vielleicht eine Chocolate-Diskussion erleben. Zwei sozialistische Nationalräte haben Anfragen an den Bundesrat gerichtet: "Warum wurde trotz der schlichten Marktlage die Rationierung aufgehoben? Sind die Behörden bereit, dieselbe wieder einzuführen?" Trägt der eine, daß der andere ebenfalls als Eigenhändiger dankt, "Wenn die Geschäftsleute und die Personalien sind gewonnen, mit Notizen und anderen Tricks ihre Kunden abzumachen." Uns allen wäre wohlgedient, dank der neuerlichen Rationierung, wieder von Zeit zu Zeit ein Täfelchen Chocoi zu Gesicht zu bekommen.



immer noch trustfrei, immer noch schweizerisch

"Du sollst schnell kommen! Die Mutter muß mit dir in die Stadt fahren."

Er nahm das kleine Mädchen an der Hand und zog sie mit. Sie gingen in einem Staubhauch. Es war schwer zu atmen. Michaela war noch gar nicht recht zu sich gekommen. Sie mußte den Traum und die Wirklichkeit auseinanderwären. Sie blieb sie stehen, und da der große Sauge sie weiterziehen wollte, und mit seiner kräftigen Hand ihr Handgelenk umklammerte, daß es schmerzte, stampfte sie mit dem Fuß auf und rief:

"Aber meine Mutter kommt ja von dort!" — Sie fehrte um und Tränen flühten aus ihren Augen, sie mußte nicht warum.

"Kommi" rief Oerd, und seine Stimme klang ganz rau, "du sollst ja eben zu deiner Mutter fahren."

Jetzt folgte sie ihm wie im Traum. Zuhause war die Bäuerin im feierlich schwarzen Abendmantel und empfangend:

"Der Zug fährt gleich, Komm, Michaela!" — und dann saßen sie im Zug einander gegenüber. Die Frau sagte nichts, das Kind sagte nichts. Auf einmal tollten Michaela mehrere Tränen über die Wangen. Die Frau ließ es erwidern.

"Hat Oerd es dir doch schon gesagt? Armes, armes Kind! Sie war eine so liebe Mutter!"

Dieses und noch anderes mehr sagte die Frau, aus dem Michaela allmählich verstand, daß sie keine Mutter mehr haben sollte. Den Schluß der Fahrt ließ sie trübenlos und steif auf der Holzbank. Ihr Gesicht war schneeweiß geworden. Die Frau streifte die armen kleinen ineinander getampften Hände. Sie mußte Michaela nach dem Zustiegen führen, so schwante das Kind.

Im Krankenhause wurden die von Schwestern, die unter großen weißen Taubenflügeln wie Engel durch

lange Gänge hin- und her, in ein kleines Zimmer geleitet. Auf dem Bett lag eine reglose Gestalt, die um und um in weiße Binden gewickelt war, der Kopf war über die Oberlippe und das Gesicht. Die Engel schaukelten, es sei die Mutter, und nun waren sie keine Engel mehr. Sie habe keine Schmerzen gehabt, es sei zu schnell gegangen. Der Zusammenprall des Autos mit dem Rad sei zu heftig gewesen. Das Rad sei in Trümmer gegangen, und das Auto sehr beschädigt. Der Führer liege auch hier im Krankenhause, aber zugestrichelt. Michaela brach in lautes Weinen aus.

"Aber ich will doch meine Mutter sehen!" rief sie immer wieder. Doch die Schwestern mit den weißen Flügeln auf dem Kopf, erklärten ihr sonst und bestimmt, es ginge nicht, sie könnte sie nicht mehr erkennen. Hier sei sie, unter diesen weißen Tüchern sei das liebe Gesicht, seien die lieben Hände ganz entstell. Sie beteten über dem Kind und seiner Mutter, bis es müde wurde und sein Schmerz sich nicht mehr so erdrückend mit äußerte. Michaela sträubte sich, das Bett der toten Mutter zu verlassen. Sie meinte, auf einmal werde sie sich aufrichten, und ihr Gesicht von den Binden befreien und Michaela erstaunt fragen, warum sie denn so sehr weine? Aber die Gestalt blieb weiß und reglos, und ohne, daß sie wußte, wie es geschah, war hand Michaela mit der Bäuerin im schwarzen Abendmantel über der Straße.

Die gute Frau wollte ihr etwas zu essen aufbringen, doch Michaela konnte nicht schlucken, nur ein Glas Wasser trank sie gierig leer. Ihre Hände waren eiskalt. Das rindende Schmelze der Rufe. Das Gesicht war ganz faß. Die Zähne schlugen aufeinander. Die Frau hielt es umfänglich, sie führte es heim. Sie legte es zu Bett. Sie pflegte es in langen Krankheitswochen. Michaela weinte tage- und nachtaglang. Die Mutter

bachte oft, sehr könne doch keine Träne mehr da sein, doch sie floßen immer von neuem. Ein Schatten legte sich über die sonst so fröhliche Kinderstube, der nie mehr ganz weichen sollte.

Denn als Michaela wieder aufgefunden war und wieder ein Kind unter den Kindern wurde, doch lang aufgesehen und schmal und mehr als sonst zum Weinen geneigt, ging die Trommel durch das Dorf: "Krieg! Krieg!"

Es klang fremd und hart. Niemand wußte recht, was es bedeutete. Die Männer liefen fort. Erst nur die Jungen, dann auch die Väter. Auch der Vater der Kinder wurde gerufen. Die Kinder mußten schlafen wie noch nie. Die fröhliche Jugendzeit war vorbei. Sorge und Not kamen zu Gast.

Die Todesnachrichten aus dem Feld lösten in Dorf. Wenn nur der Mann nichts trifft! Wenn nur der Vater nichts trifft! Gebete brannten in allen Herzen.

Michaela half mit, wo sie konnte und wie sie konnte, und fühlte doch, daß sie nicht ganz dabei war. Seit dem Tod ihrer Mutter war eine merkwürdige Verwandlung mit ihr geschehen. Wenn sie früher am Sonntag, am Tag der Mutter, aus dem Leben der Woche herausgehoben war, so verwandelte sich allmählich alle Tage zu heimatlichen Sonntagen. Es war etwas in ihr lebendig geworden, das trug sie die ganze Woche über dem Leben der anderen hin. Sie wußte selbst nicht, was es war. Wandmal hatte sie das Gefühl, nicht auf dem Erdboden zu gehen, wie die anderen Menschen, sondern zu schweben. Sie gab sich unendliche Mühe, es zu verändern. Sie verließ sich in die Arbeit, die sie mit ihren Händen gemeinhin verrichtete, Arbeit, die die Hände schmutzig und die Haut rau machte. Sie liebte die Arbeit. Sie liebte alle Arbeit. Die Arbeit band sie fest. Sie fühlte, sie mußte festgebunden werden.

(Fortsetzung folgt.)

### Betttag am Thunersee

Ein freundliches Gesicht führt mich insulagen jedes Jahr im September für meine langjährigen und wohlverdienten Ferien an den Thunersee. Und da die weißen Herren der Tagelager 1892 verfügt hatten, daß fortan immer der dritte Sonntag im "Herbstmonat" als Eigenhändiger Dank-, Buß- und Betttag gefeiert und würdig begangen werden sollte, in allen Kantonen und ohne Unterschied der Konfessionen, so trifft nun eben dieser Betttag, der seit anno bajamal ohne Unterbruch oder "Mänderungsantrag" weiter befehlen in die goldgelbe Zeit meiner Thunersee-Ferien.

Wer den Thunersee kennt, weiß, daß er einer der lieblichsten Seen ist in der Schweiz, weil er durch seine Lage und sein Klima fast alles vereinigt, was das Herz sich wünschen kann: Die hohen Gipfel ununter ewigen Schneeeberge, das breite Maljor der Bümlisalp, das die sanften Linien der Borberge, die charakteristische Form eines Stodhorns, eines Niesen, der in gewissen dämmerigen Abendebendebendungen vom oberen See her der Landchaft mit leuchtender Stimmung geben kann. Dann die grünen Hüben über Tübn, Girsimis und der schwarz abfallende Watenberg, der vom heiligen Bernus den Namen haben soll, und dessen tiefe, geheimnisvolle Höhlen den Namen des Engländer oder jugendlichen "Schulmeister" und natürlich auch älterer, geologischer Besucher sind. Und zu all den Bergen, Bergen und Höhen kommt anreißendwärts ein Aus- und Weidlich bis tief hinein in den Wäldern, wo man an flachen Abenden oft sogar eine feine Juralinie am fernem Horizont erblickt, wodurch diesem auspropierten Berges sein größter Reiz, ein Gefühl der Weite, des Nicht-beengens gegeben wird.

Wer müde ist, zappelig, nervös (wie der hebräe Ausbruch heißt!) und dadurch oft heftig und für seine

Wir suchen eine neue Grundhaltung für den Frieden

Der Untergang der bisherigen sozialen Ordnung äußerte sich in schauerlicher und totaler Weise durch den Krieg. Man sagt, der Konkurrenzkampf der Großmächte habe ihn heraufbeschworen. Und schon steht das energiegeladene Wort Großmacht vor uns. Macht läßt uns nicht nur an Staaten denken, sondern auch an die vielen inneren Mächte von Parteien, Reichen und Armen, Gebildeten und Ungebildeten, Starren und Schwachen in irgendwelchen Fähigkeiten oder Möglichkeiten, an die ganze bestehende und, zwar sich ändernde, aber nie nach werdende Stufenleiter der sozialen Unterschiede. So besteht eine große Menge von Machtpositionen. Sehr verschiedene Ansätze von Menschen schaffen sich eine solche. Ein Einzelner kann eine Macht bedeuten, politisch oder wirtschaftlich, eine kleinere oder größere Gruppe kann sich zusammenschließen. Je weniger selbständig ein Mensch ist, einer umso größeren Gruppe scheint er sich anzuschließen. Die unelbständigsten gehen ein in die größte Gruppe, genannt Masse. Die Masse ist durch ihre Größe die stärkste Kraft. Sie läßt sich mehr durch agitative Suggestion leiten als durch Vernunft. Sie kann zum Zerstörer des eigenen Volksganges werden. Es ist eine Tatsache, daß „Masse gemein macht“. Jeder redet oder handelt als Teil der Masse anders, als er es als Einzelgänger täte, nämlich primitiver und ungeschickter. Wenn nun die Gegenwart auch bei uns Lagerfremdungen gebracht hat, wo wirken diese auf die Masse wie ein rotes Kreuz, weil sie mangels Fähigkeit zur Überlegung durch unangenehme Ereignisse nur gereizt wird, selbst aber keine Willkür weiß. Sie sucht dann leicht die Schuld am Unrechtlichsten bei denen, die nicht zur Masse gehören und es anscheinend besser haben. Wenn Willkür nicht in Anschlag steht, wird das Mißtrauen gegen die als verantwortlich Empfindenen immer größer und kann leicht überbordnen.

Nützt das Rebellionieren? Höchstens wechselt Macht und Geld den Besitzer und zerfällt in der Hand des Unlänglichen. Nur schon weil diese Art Weg der sozialen Unruhen im Grund genommen verfallt ist, ist sie falsch. Zum andern aber ist sie falsch, weil sie aus dem Grundlag der Macht kommt. Denn, Macht in dieser Welt ist an sich böse, wie Prof. Burdard sagt, und wie die Katastrophengeiten zur Genüge beweisen.

Der Einzelne ist scheinbar nicht so sehr auf Macht eingestellt als auf die Einsicht in seine bürgerlichen Rechte und Pflichten. Das hängt wohl schon. Man weiß aber gut, daß die meisten Leute für sich selbst nicht nur Recht halten als von der Pflicht, und löst es darüber. Doch was belächelt wird, ist die verkappte Ausübung von Macht. „So viel will ich tun oder haben, das andere geht mich nichts an“, ist eine bekannte Parole. Sie denkt keineswegs mitentschieden, sondern egoistisch. Sie wirkt trennend, d. h. egoistisch. So entstehen viele Feinde, statt Helfen; die Spannung bringen statt Gemeinschaft.

Das Ideal des Christentums ist die Nächstenliebe, und diese gedeiht auf dem Boden derjenigen Haltung, die in der Liebe zu Gott vom eigenen Willen weg sich unter den Willen Gottes stellt. Um diese Haltung einzunehmen und zu erfüllen, braucht es einen Zerhang, oder besser, ein Sineuwerden. Das da verlangt ist, kann man nicht selbstverständlich und durch einmaligen Entschluß leisten. Die erste Stufe kann bedeuten, daß man trennen lernen muß zwischen seinen eigenen Belangen und denjenigen des Mitmenschen. Man muß fragen lernen, wo der Lebenskreis des andern anfängt, und es er nicht zu sehr überschritten wird von der eigenen Spähre. Das ist nicht ganz leicht, denn einerseits soll man zu niemandes Schaden sein, also seinen Kreis nicht tangieren dort, wo man ihm zu nahe kommen könnte; und andererseits soll man

dem andern aktiv beistehen, also ihm doch möglichst nahe sein. Wenn man auf diese Weise abzuwägen beginnt, wird man Pflichten haben, im Geben und Nehmen, im Tun oder auch nur im Bewußtsein mit der angebotenen Hand, und damit übernimmt man Verantwortung.

Verantwortung ist ein völlig neues Prinzip gegenüber demjenigen der Macht. Es fängt ganz unheimlich an. J. B. ein Schüler gelangt zu dem Punkt, wo er merkt, daß er ja schließlich nicht nur lernen muß, weil der Lehrer es befohlen hat, sondern weil es für ihn selbst ist, ein Steinchen an seinem Bildungsbaustein, eine Konzentrationsübung für sein Denkvermögen, eine Notwendigkeit für seine eigene Entwicklung. Mit dieser Einsicht übernimmt er Verantwortung für sich selbst gegenüber. Noch wirkt sich nichts aus nach außen, zum Mitmenschen hin. Aber der Anfang steht immer beim Einzelnen und verlangt in diesem Fall den Willen zum Denkenlernen, zum sich Rechenschaft geben. Mit aktiver Klarheit stellt man sich unter einen höheren Willen und nimmt Einsicht in höhere Zusammenhänge.

Das Wort Verantwortung bedeutet Antwort. Man gibt dem Schöpfer Antwort, auch wenn man vielleicht glaubt, einem nur menschlichen Vorbild oder Ideal oder einer Pflicht nachzujohnen. Wenn ein Vorbild oder eine Pflicht solchen Ansporn zu geben vermag, so muß in diesem eine höhere Kraft wirken. Man möge es als Liebergredete im Menschen oder in der Sozietät, man möge es den Vater im Himmel oder „Christus in mir“ nennen, oder es gar nicht benennen, ist doch das Leben aus dem Prinzip der Verantwortung grundständig. Liebertragen auf das tägliche Leben müßte also der Mensch lernen, im Denken, Reden und Handeln verantwortungsbewußt zu werden im Umgang mit den Dingen, den Mitmenschen und sich selbst. Er müßte in allen Beizenden ein Gottgegebenes, ein Anvertrautes sehen. Die Mitmenschen werden damit zu Wesen, denen man etwas schuldet, Rücksicht, Sorgfalt, Anerkennung. Anerkennung schuldete man in dieser Welt nicht nur dem, der einem nützt oder imponiert, sondern jedermann, einfach deshalb, weil er so wie er ist, ein Geschöpf Gottes ist.

Ja - Sagen zum So-Sein jedoch ist der Grundstein zur Liebe. Verantwortung allein ist Verpflichtung und ist trocken und bedrückend. Wo aber Liebe nach wirkt, entsteht eine neue Welt. Da erwacht ein Glanz, eine lebendige Beziehung, ein organisches Leben, ein völlig anderes Leben. Wo ein Mensch an seinem Mitmenschen zuerst die Fähigkeiten zum Guten erkennt, und die Unvollkommenheit, die jeder hat, im Licht der Beziehung des ganzen Menschen mit in den Raum nimmt, gibt es ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis, das im Bereich des Menschprinzips niemals möglich ist. Abschließend wäre vom Verhältnis zu den Dingen zu sagen, das nur für den leichtfertigen, der nicht an ihnen hängt. Viele glauben sich frei von Besitzlosigkeit oder gar Habgier. Und doch ist das Hochgefühl, ein eigenes Haus, viel, oder auch nur genügend Geld, schöne Kleider oder sonst etwas, voran das Herz hängt, zu besitzen, gar oft ein Machtgefühl. Wird gar der Besitz mit dem persönlichen Eigenwert verknüpft oder verwechselte, so ist nicht nur das Verhältnis zu den Dingen falsch, sondern eine gesunde Beziehung zu den Mitmenschen, in welcher es um Persönlichkeitswerte geht, von vornherein verunmöglicht. Wieviel Einflüsse ergibt sich doch daraus in dem lauten Treiben der Mensch-Vielzahl. Etwas sein Eigen zu nennen und sich daran zu freuen, weil es einem anvertraut ist, bedeutet auch, weil es an sich schon und wertvoll

gleichgestellt, ist Cornelia Forster mit einem farbigen „Sonnensymbolen“, der ihre ursprüngliche Begabung für das Kunstgewerbe verriet, und einem für sie fast unspinnigen Gemälde „Hill und Wincenz“, wo Menschen einmal, statt zu Blumen und Gärten gestellt, in gläsernen Wänden eingekerkert werden, die den Blick auf eine unendliche Häuserreihe freigeben.

Dem atmosphärischen Einfluß des Auslandes, ohne den Schweizer Kunst nun einmal nicht gedeihen kann, ohne einem farbigen Ende entgegenzuweisen, spielt man am deutlichsten bei der Pariser Baseline Irene Zurlinden, die all ihren Modellen ein hübsches Paris und Mund und Augen malt, was genügt, ihren Bildern eine große Intensität zu verleihen. Ein mysteriöser Zug findet sich bei Helen Dahms Traumvisionen und dunkelblauen Impressionen, welche zum ersten Mal einem großen Publikum zugänglich gemacht werden. Mit ihrer Hinterglasmalerei hat sie eine alte Technik mit Gehalt einem neuen Ziel entgegengeführt.

Die Plastik ist mit fast ausschließlich Jüdischer Künstlerinnen doch wohl etwas einseitig vertreten, und wenn man auch Werke von Breni Meyer und Hilbi Sey immer wieder gerne sieht, fragt man sich trotzdem, ob unter andern Bildhauerinnen - Germaine Richter, nur eine zu nennen - all ihre Werke nach Genf geschickt haben, jedoch Zürich normalerweise etwas zu kurz kommen müßte? Im Kunstgewerbe erkennen wir uns dafür an der wohl ältesten weiblichen Kunstförderung, den Werkstätten von Maria Gere und Guno Stübler, die beide sehr schöne Beispiele zeigen, und der jüngsten, durch Gertrud Bohner jedoch schon fast klassisch gewordenen, der Diamantzüngelei auf Glas. Zwischen diesen beiden jetzt technischen Grenzen finden wir Schmuckstücke, Keramik und Silberarbeiten, die durch die spätere Liebe zum Material und ihre selbständige Originalität als kleine Kunstwerke zu werden find. In einer Bittene sehen wir noch die Maßstabwerke der Saja - Puppen, die seit ihrer ersten Ausstellung im Kunstgewerbemuseum letztes Jahr tausendfache Vermehrung gefunden haben und endlich mit den Zudermühen und geschwollenen Bänden früherer Puppen aufhöhen. Nicht zu vergessen sind die Werke von Vera Tappolet und Margit Lind, die Exponenten der modernen Keramik und ihre eigentlichen Schöpfer. Sie haben auch hier wieder Krüge und Schalen aufgestellt, die in ihrer Art vollkommen sind.

Im oberen Stock sind wie gesagt neun Preisausstellungen mit Werken des ausgedehnten neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts untergebracht, um ein knappes Bild von der Kunst als Mäzenin zu geben. Der Besucher steht zwar etwas verwirrt, denn von einer Geschlossenheit irgendwelcher Art kann natürlich hier keine Rede mehr sein. Es geht von der herrlichen Sammlung von Rodin von Maillo, Knauter und Benning, von Dobson Balzac-Studien und zwei weiteren von Rodin nur über eine Tischplatte, und man sieht sich an Arps Holzreliefs die Augen wund. Langsam stellt man sich auf Picasso, Alee und Kandinsk ein, die aus der Abstraktion - Sammlung B in Basel stammen. Aus einer andern Basler Sammlung sind Werke deutscher Maler aus dem Kreis der „Brücke“, wie Nolde und Kirchner, zu sehen, daneben ein früher Corinth. Solothurn endlich, das wie Winterthur viele private Kunstausstellungen besitzt, zeigt in Hodlers „Bildnis G. D. M.“ die Besten der Sammlung vieler Werke von Hodler, Amiel und Wagnen, und eine Winterthurer Sammlung eine schöne Auswahl meist weiblicher Künstler (Ballot), neben Hodler und Wilhelm Gimm.

Die Idee, die Frau in ihrer erstauflüchten Tätigkeit, im Mäzenatentum, einmal auszustellen, hatte in ihrer Originalität etwas Bestehendes und sollte zeigen, mit

ist, kann das nicht beglückender sein als stolzes, aber einjames Bestehen? Geiz macht einlam, weil er das JG betont und das D wegloßt.

Zu sich selbst die rechte Seite zu gewinnen, ist das Schwere. Es ist nicht selbstverständlich, daß man mit sich selbst richtig umgeht. Wenn der Körper zu übermäßigen Leistungen in Arbeit oder Sport gezwungen, oder auch völlig vernachlässigt wird, so reaktiviert er spürbar und verlangt sein Recht. Was aber in seelischen Belangen verwirklicht wird, ist nicht sofort erleichtlich, wird jedoch zur Ursache endlich vieler Spannungen und Probleme, die sich nur komplizieren, wenn die Einsicht nicht an der rechten Stelle einsetzt. Verantwortung sich selbst gegenüber heißt z. B., daß man seine Stärken und Schwächen ins Auge faßt. Nicht alles, was man kann, tut man gern, und nicht alles, was man gern tut, kann man. Es gibt angenehme und angenehme Eigenschaften. Erst wenn man sie unterdrückt, legt man sie richtig ein. Fehler sieht man vornehmlich am Mitmenschen. Doch aber der Splitter in des Nächsten Auge vom gleichen Holz ist wie der eigene Balken, daß nämlich jedoch die eigenen Fehler an den Mitmenschen am sichtbarsten sind, wird ungen erkannt. Just hier kommt es auf die Liebe an. „Gerade so wie du bist, will ich dich liebhaben. Denn ich mit meinen größeren Fehlern bedarf auch deiner Liebe“. Auch der eigenen Liebe bedarf man, des Verständnisses dafür, daß man eine Schattenseite hat, die man nicht nur wie ein strenger Richter beurteilt, sondern die man zu heben verliucht wie ein zurückgebliebenes Kind.

Helfen, heilen, binden sind Frauenaufgaben. Lieberall da, wo Macht abgebaut wird, und verantwortungsbewußte Liebe zu gehen beginnt, wird für den Frieden gelebt. Möge die Liebe zur Grundhaltung werden, die der Welt eine neue Würze bringt. Gertrud Sturzwegger-Plag

„Ich bin vereist“ . . .

„Ja, wirklich und wahrhaftig vereist“ Dieses unverfälschte Wortspiel ist personifiziert als hübsche, junge Dame mit gegenüber im Eisenbahncoupé, als ich irgendwam irgendwohin fuhr. Nicht in derselben Richtung wie mein Gegenüber. Es war ein ganz entzückendes, auflebensdiges, junges Ding. Gut angesehen vom Kopf bis zum Schuh, diesmal nicht auf „Liebe eingestellt“, sondern auf eine Ferienteil! - Ich dachte unwillkürlich an ein altes französisches Sprichwort, das meine liebe Großmutter, eine Pariserin von Geburt, uns jungen Mädchen gerne zitierte: „bien coiffée, bien gantée, bien chaussée“, das sollte jedes junge Mädchen und jede Frau überhaupt sein, die gut aussehen will. - Das Mädchen, das mit gegenüberlag und in die Ferne reiste, mußte seinen tadellosen lauberen Handschuh zu, frisch den Westmantel glatt und nistete sich behaglich in die Wagendecke. Ichante fröhlich, behaglich herausfordernd in die Runde der Mitreisenden. „Ja, gut mich nur an, ich bin vereist; jetzt will ich nur kenne, wenn ich will, und begehen will ich niemand, der mich in den grauen Alltag, den ich lieben verlassen habe, zurückdrückt. Ich habe wirklich und wahrhaftig Urlaub genommen von zu Hause, von der Arbeit und von mir selbst.“ Dieses glückliche Gesicht, die siegreiche Miene. - „Ich habe Ferien! Wo bin ich fahre? Wen kümmert das? Die Welt ist groß und überall schön, wo es Luft, Wasser und frisches Grün hat.“ So erwartungsvoll habe ich schon lange meine Augen durchs Wagengenster schauen gesehen.

Von einer plötzlichen Eingebung gefolgt, entnahm ich einem Koffer eine zusammengegrumpfte Kallifume - und wahrhaftig, ich traue meine Augen kaum. Sie nimmt die etwas farblichen Wangen voll Luft und blüht die Säule auf, prall und fest und lächt mich an: „Man muß doch wissen, ob der Ball nicht irgendwo Luft durchläßt, wenn man damit ins Wasser will, was es zu spät - das war das einzige, was ich zu Hause noch vergehen habe zu tun.“ - Und wie herausfordernd, farbenlos leuchtete der pralle Wasserball auf der jungen Dame Gesicht! Es war der fröhliche und anziehende Gesichtsausdruck im nächsten Eisenbahnwagen, der Wasserball und dahinter das junge, hübsche Mädchen! Ziehend entließ die

Duft durch das geöffnete Ventil, und die frohe Farbenherlichkeit fiel in sich zusammen. „Ich würde neugierig und frug: „Wohin gehst denn in die Ferien?“ „Ich werde werden Sie laden“, erwiderte sie, „ich weiß es wahrhaftig selber noch nicht. Ich möchte ein hübsches Hagen spielen. Ich habe mich eingerichtet für die Berge, für den See, für die Stadt! Ich liebe die Welt überall. Ich habe mir etwas Kulturge ausgedacht. Jetzt fahre ich in unsere Metropole, dort gehe ich in das Verkehrsministerium, lasse mir ein Bündel Prospekte geben, sehe mich in ein hübsches Café und mische die verlockenden Angebote wie Karten, eines gleiche ich heraus und darin fahre ich, und lust dort wird es dann schön sein! Was ist man jung, was hat man Anspannungsbewußt? Diese Menschen hat es überall: fröhliche Luft, gutes Essen und ein Wert um zu schlafen, find Dinge, die jeder kurzweil bietet. Also warum sich die Fortreise durch die lange Nacht verderben? Wogu große Erwartungen haben, um nachher enttäuscht zu sein?“ Sie lachte und ich fiel in die Fröhlichkeit ein und lachte ebenfalls und gab dem Menschenkind recht. -

Auf uns selbst kommt es vielmehr an, ob wir in den Ferien das finden, was uns Freude macht, als auf die Macht des Dries. „Da, wo mich die Eisenbahn, das Schiff oder der Autobus hindringt, da ist es schön, da will und muß es mich gefallen. Da will ich mich anpassen, froh und heiter sein, da will ich mich immer mit lassen, was Sorge, daß das Alltags Ärgers und Kummer für mich bedeutet! Mierzehn Tage, oder vier Glück hat, drei tolle Wochen, bin ich mit weit weg von all dem und nur für befreiende, schöne Einbrüche zu haben. - Ich bin das personifizierte Intelligenz. Kenne nur, wen ich will und was ich will, ja selbst aus der eigenen Haut bin ich gefahren, weil ich jetzt froh und glücklich sein will! Frei für die kurze Spanne Zeit, die mir allein geht!“

Wie ich diese junge Dame um diese Zuversicht und diese ungeheime Selbstständigkeit beneide! Wer das auch könnte, ganz einfach zu seiner Umgebung zu sagen: „Schluß mit allem Willkürgefühl, mit aller Sorgenhaft und Arbeit! Schluß für vierzehn Tage, ich bin ganz einfach vereist, wirklich und wahrhaftig vereist!“ Oder muß man dazu so jung und elastisch sein wie dieses Mädchen mit gegenüber. Muß man am Ende dieser heutigen jungen Generation angehöhen, die jeder, selbstverständlicher mit dem Leben fertig wird als wir, die wir der Zeit der sprunghaftigen Wechsel, der jähren Umfuzerperioden und was der hemmenden Ereignisse mehr waren, angehöhen?

Könnte man am Ende das nicht auch noch lernen, wie so manches andere für eine kurze Zeit einfach aus dem Alltag mit leinen großen Wühen ganz zu entziehen? Weiter Umwelt zu sagen: „Wirklich ich bin vereist, irgendwam für eine kurze Zeit. Ich bin nicht mehr mich selbst, bin irgendwer, der sich einmal ganz und gar ausruhen und erholen will. Muß man dazu wirklich ganz jung sein, oder wer weiß vielleicht schon ziemlich vorgeklärten Alters! Nachdem einem das Leben gelehrt hat, über den Dingen zu stehen? Ich habe damals noch lange darüber nachgedacht. - Das jede junge Fräulein hätte das Weibel verfallen und ich sah es im Geiste in einem eleganten Café in einer mollen Ecke sitzen durch das Röhren den Eislatte schlürfen und die fröhlichen Augen gucken unter dem federn Büschen hervor und lagten zu den Menschen: „Ja, gut mich nur an, ich bin vereist, ich bin aus dem Alltag, aus dem ewigwärtigenlaufenden Kreis heraus getreten in die fröhliche, lachende, sonnige, schöne Welt!“ Maria Scherer

Die Frau als Schöpferin und Bewahrerin von Kulturgut

Kunstausstellung im Helmbaus Zürich, 8. September bis 2. Oktober 1946.

Im Rahmen des dritten Schweizerischen Frauentages, der die Arbeit der Frau in ihrer Vielfalt möglichst getreu umreißen möchte, darf neben ihrem praktisch aufbauenden und geistigen Wirken auch der Beweis ihres künstlerischen Schaffens nicht fehlen. Unter umfänglicher Leitung kam daher in den hellen Räumen des Helmbaus eine locher vereiste Schau von etwa hundertfünfzig Werken lebender Schweizer Künstlerinnen zustande, um ein Bild von der Frau als Künstlerin zu geben, während der obere Stock für Werke aus verschiedenen Prämienausstellungen reserviert bleibt, die von Frauen zusammengestellt und betreut werden.

Wenn man in Betracht zieht, daß Frauen sich auf allen Gebieten der bildenden Kunst betätigen, in Malerei, Graphik und Plastik, und daß auch das Kunstgewerbe mit Keramik, Eisenarbeiten, Werkstätten und Schmuck berücksichtigt werden wollte, dann kann man von der Ausstellung nur die Wirkung einer Kostprobe verlangen, die eine gewisse Willkür in der Auswahl der Künstlerinnen naturgemäß nicht ausschließen vermag.

Die Südschweiz ist mit Regina Contis „Singenden Mädchen“ und den lässigsten stillen Blumen und Blüten von Margherita Chmura und Topp vertreten. Die Westschweiz repräsentiert sich durch Kanette Genoud mit einem halben Dutzend ihrer schönsten Bilder, unter welchen das Selbstbildnis der Künstlerin in seiner typischer Weise und überlegenen Haltung, das schon vor zwei Jahren in Winterthur große Beachtung fand, neben der „Femme orientale“ die ganze Wand beherrscht. Ihr räumlich

gleichgestellt, ist Cornelia Forster mit einem farbigen „Sonnensymbolen“, der ihre ursprüngliche Begabung für das Kunstgewerbe verriet, und einem für sie fast unspinnigen Gemälde „Hill und Wincenz“, wo Menschen einmal, statt zu Blumen und Gärten gestellt, in gläsernen Wänden eingekerkert werden, die den Blick auf eine unendliche Häuserreihe freigeben.

Dem atmosphärischen Einfluß des Auslandes, ohne den Schweizer Kunst nun einmal nicht gedeihen kann, ohne einem farbigen Ende entgegenzuweisen, spielt man am deutlichsten bei der Pariser Baseline Irene Zurlinden, die all ihren Modellen ein hübsches Paris und Mund und Augen malt, was genügt, ihren Bildern eine große Intensität zu verleihen. Ein mysteriöser Zug findet sich bei Helen Dahms Traumvisionen und dunkelblauen Impressionen, welche zum ersten Mal einem großen Publikum zugänglich gemacht werden. Mit ihrer Hinterglasmalerei hat sie eine alte Technik mit Gehalt einem neuen Ziel entgegengeführt.

Die Plastik ist mit fast ausschließlich Jüdischer Künstlerinnen doch wohl etwas einseitig vertreten, und wenn man auch Werke von Breni Meyer und Hilbi Sey immer wieder gerne sieht, fragt man sich trotzdem, ob unter andern Bildhauerinnen - Germaine Richter, nur eine zu nennen - all ihre Werke nach Genf geschickt haben, jedoch Zürich normalerweise etwas zu kurz kommen müßte? Im Kunstgewerbe erkennen wir uns dafür an der wohl ältesten weiblichen Kunstförderung, den Werkstätten von Maria Gere und Guno Stübler, die beide sehr schöne Beispiele zeigen, und der jüngsten, durch Gertrud Bohner jedoch schon fast klassisch gewordenen, der Diamantzüngelei auf Glas. Zwischen diesen beiden jetzt technischen Grenzen finden wir Schmuckstücke, Keramik und Silberarbeiten, die durch die spätere Liebe zum Material und ihre selbständige Originalität als kleine Kunstwerke zu werden find. In einer Bittene sehen wir noch die Maßstabwerke der Saja - Puppen, die seit ihrer ersten Ausstellung im Kunstgewerbemuseum letztes Jahr tausendfache Vermehrung gefunden haben und endlich mit den Zudermühen und geschwollenen Bänden früherer Puppen aufhöhen. Nicht zu vergessen sind die Werke von Vera Tappolet und Margit Lind, die Exponenten der modernen Keramik und ihre eigentlichen Schöpfer. Sie haben auch hier wieder Krüge und Schalen aufgestellt, die in ihrer Art vollkommen sind.

Im oberen Stock sind wie gesagt neun Preisausstellungen mit Werken des ausgedehnten neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts untergebracht, um ein knappes Bild von der Kunst als Mäzenin zu geben. Der Besucher steht zwar etwas verwirrt, denn von einer Geschlossenheit irgendwelcher Art kann natürlich hier keine Rede mehr sein. Es geht von der herrlichen Sammlung von Rodin von Maillo, Knauter und Benning, von Dobson Balzac-Studien und zwei weiteren von Rodin nur über eine Tischplatte, und man sieht sich an Arps Holzreliefs die Augen wund. Langsam stellt man sich auf Picasso, Alee und Kandinsk ein, die aus der Abstraktion - Sammlung B in Basel stammen. Aus einer andern Basler Sammlung sind Werke deutscher Maler aus dem Kreis der „Brücke“, wie Nolde und Kirchner, zu sehen, daneben ein früher Corinth. Solothurn endlich, das wie Winterthur viele private Kunstausstellungen besitzt, zeigt in Hodlers „Bildnis G. D. M.“ die Besten der Sammlung vieler Werke von Hodler, Amiel und Wagnen, und eine Winterthurer Sammlung eine schöne Auswahl meist weiblicher Künstler (Ballot), neben Hodler und Wilhelm Gimm.

Die Idee, die Frau in ihrer erstauflüchten Tätigkeit, im Mäzenatentum, einmal auszustellen, hatte in ihrer Originalität etwas Bestehendes und sollte zeigen, mit

Eine Unterlassung

In Nr. 36 im Artikel „Quantität negligeable“ hat die Verfasserin eine unerwartete Unterlassung auf dem Gewissen. Sie ist in freudiger Weise darauf aufmerksam gemacht worden, daß sie bei der Aufzählung der Frauenorganisationen, die während des Krieges freiwillig für den Staat gearbeitet haben, ausgerechnet diejenige vergessen habe, deren Dienst keineswegs freiwillig, sondern obligatorisch war: Der weibliche Luftschutz. Dieses Versehen ist um so mehr zu bedauern, als jedermann weiß, wie schwer der Luftschutzdienst bei Tag und Nacht war, ohne Rücksicht auf Distanzen, Wetter, Schweregezeiten, und auch weiß, wie tief die gesamte Bevölkerung der guten Dienstleistung und freien Dienstausübung des Luftschutzes zu verdanken hat. Dieser Dant sei hier, gewiß im Namen vieler von Herzen nachgeholt.

Arsula Hungerbühler.

Lob der kleinen Wege

Sie sind es, die den Lein in seiner Völligkeit erschließen. Denn er ist das Land der tausend Weigen und auf ihnen kommt er zu beglückendem Wandern. Ganz nahe den baedertreueren Leinern, „Spezialitäten“ liegen sie, ihr braucht nur den Boden der Autocats zu verlassen und euch einem dieser lieblichen Wäde anzuertrauen. Denn nicht immer ist es das breite Daberfabrende, Gebände, das euer Vertrauen treibt. Euch können widerfahren, daß einer, der hier obenhin lässlichen Strahlen folgend, erachtet, daß sie sich aufsteigend mitten in einem Dorf, dessen Bauteil sich gar über sie hin stellen und höchstens in düstlerfliegenden Bogen ein Weiterkommen gestalten in verpackte Säule oder zu einer aufsteigenden Treppe, die steil und schräge, zude dem schwingenden Bogen eines Partals aufsteht,

# Für das Internationale Rote Kreuz

Da jetzt die Sammlung für das I. R. K. stattfindet und da doch jeder gern seinen Beitrag geben möchte und doch nicht mehr weiß, was er nehmen und nicht fehlen, möchte ich den Lesern des Frauenblattes eine lustige Episode aus der Eifel erzählen. Mit mir leben zwei gute Freunde, aber weder gemalte noch in Jahren übereinstimmend wie die meisten Leute, die ich kenne. Die eine ist eine alte, die andere eine junge Frau im Coupé. Sie sind aber beide sehr lustig, Männer, Kinder, Dienstboten und so weiter, und die nachgerade „elendete“ Teuerung in der Lebenshaltung.

Zuerst las ich, aber ihr Geplauder war so lebhaft und auch so amüsanter — so fing ich an zu lachen, obgleich im letzten Krieg war ich einer der Ersten, die unter dem Hohngeflächter der Männer, damals, als man ohne Schnelligkeit im Schritt von Genf nach St. Gallen führen mußte, anfangs in der Bahn Soden zu sitzen, wobei man von Herrn bis Herrin „galt“ einen Soden, und bis St. Gallen zwei Soden fertig brachte. Ich hörte also zu.

„Pflücht lagte eine: — Du — ich habe einen neuen Sport! Stell dir vor — ich spare wie verrückt! — Was, du? — wofür denn, willst du ein Auto kaufen? — Nein, absolut nicht — aber ich las neulich in einer Frauenzeitung, man solle an seinen unmittelbaren Ausgaben sparen für das I. R. K. und da habe ich mir nun eine ganze Woche Mühe gegeben. Und es ist wirklich unglücklich, was man da fertig bringt. Angesehen beim Telexphon: alle ausmühtigen Gesprächs der 8 Uhr oder nach 18 Uhr und ein doppeltes, Postkarten hat Briefe wo immer es geht, keinen Springfließ, wenn ich in die Stadt muß, und wenn ich am Bergungen bin nur ein Wegfließ. Beim Orchester laufe ich nur „Augen links“ die Bahnstrecke hinunter, statt einem neuen Südbahnhof. Gehe habe ich ein Südbahnhofsteife erstanden, auf Partium verzieht ich vorläufig ganz und den größten Beitrag brachte mir der Bergist auf den Colliur. Das geht natürlich nicht immer, aber so einmal dazumischen möchte ich jetzt mein hohes Geld einfach lassen. Es ist mir ganz egal, wenn Peter sagt, ich sehe aus wie ein Straußvogel. Ich habe gestern 20 runde Franken auf Postkontos 1522 eingekassiert. Nur so aus Dingen, die wirklich nicht nötig sind.“ Ich habe eine andere Methode angefangen — ich spare alle Zwanziger zusammen — es gibt Tage, an die ich denke, es gebe überhaupt nur noch Zwanziger, Kappenstücke im Verkehr, und wo ich dann ganz hart sein muß, um alle auf die Seite zu tun. Aber ich habe auch bald 20 Franken beisammen.“

Ich freute mich an den beiden jungen Frauen, und dachte, daß gewiß schon Überzeugende von Schwiegerfrauen so sparen für andere. Was wäre es, dachte ich, weiter, wenn zum Beispiel alle die Männer die rauchen, jeden Tag den Wert für fünf Cigaretten — ich sage nur fünf — für das I. R. K. auf die Seite legen würden, das gäbe doch sicher ein schönes Stimmlein und der Eingabe würde es nicht groß heißen, so wenig wie die junge Frau den Bergist auf ein allganzes Geplauder am Telexphon!

Ich strichte weiter und frag mich, an was ich auch noch sparen könnte — es wird mir sicher noch allerlei einfallen. Somit sammle ich dann auch Zwanziger!

J. Ch.

# Aus dem „andern Deutschland“

Ausfall einer Abiturientin über das Thema: „Größer als die Verhältnisse muß unsere Kraft sein, unter diesen Verhältnissen Menschen zu werden, die die Zeit verstehen und der Zeit gewachsen sind.“ (Albert Schweitzer.)

Wenn Albert Schweitzer uns aus dem gegenwärtigen Leben dieses Wort zuricht, so merkt er sich an die Menschen, die hell und nach innen der Tage stehen, bereit, ihr Schicksal freudig zu tragen, bereit auch, den tiefen Sinn, der in Not und Sorge der Zeit und der Verhältnisse liegt, verstehen zu lernen. Menschen also, die sich ihrer Würde, die ihnen von Gott in den besten geistlichen Kräften des Weltendes und des Willens geschenkt ist, und damit auch ihrer Berufung wohl bewußt sind, und die ihre große Verantwortung, die sie der eigenen Persönlichkeit, den Mitmenschen, der Zeit und Gott gegenüber tragen, klar erkennen.

Wie war eine Zeit in der Geschichte der Welt ohne Leid, wohl eine Zeit ohne Schuld war, aber noch wie waren wohl die Menschen so mit Leid überflutet,

wie gerade in den gegenwärtigen Tagen, wo die Räuber der ganzen Erde, nicht nur das eigene Vaterland, unter den Folgen des verberberbringenden Krieges leiden müssen und noch leiden werden.

Das Wort spricht Schweitzer weiter, wenn er sagt, daß die Kraft groß sein muß, die aus diesen Verhältnissen das Bestmögliche zu gestalten sucht, um dadurch das Beste für die Zeit zu bewirken. Es genügt nicht, daß der Mensch sich nur passiv und müde den gegebenen Verhältnissen unterordnet, sich willenlos im Strom des Lebens mitreißen läßt, bis er vielleicht irgendwo ans Ufer geworfen wird, zerbrochen entweder, oder durch die Fruchtbarkeit eines neuen Landes, nicht aber durch den eigenen freien Willen, wieder zu neuem Leben erwacht. Nein, der Mensch muß die Kraft entfalten, die ihm ein tiefes Verständnis für die Zeit gibt und ihn reif macht, zu handeln, innerlich und äußerlich.

Diese Kraft kann ihm aber nur dann werden, wenn er in der großen Gelöstheit und Weisheit, die er sich in fruchtbarsten Stunden der Einsamkeit und Befinnung erworben hat, und wenn er den klaren und aufrechten Willen zeigt, Herr zu werden über Zeit und äußere Gegebenheit.

Wenn dem Menschen diese Grundhaltung zu eigen geworden ist, wird er das ihm auferlegte Leid willig und froh tragen, weil er weiß, daß er es nur in Willigkeit und Freude überwinden kann. Durch sein dabei folgendes klares Leben wird er auch den Menschen seiner Umgebung dienen und ihnen, sind sie noch nicht zu seiner Erkenntnisstufe vorgegangen, richtunggebend sein, oder, leben sie in der gleichen Haltung wie er, in Stunden der Mutslosigkeit und des Widersprechens durch sein leuchtendes Vorbild wieder auf den rechten Weg helfen.

Aber nicht nur allein die Kraft führt ihn zur Überwindung des gegenwärtigen Leides, sondern er bedarf auch der Gnade, die das Gedächtnis seiner Geschichte und stetig überfließt, ihm Wachstum und Fruchtbarkeit spendet und ihn befähigt, seine Kraft immer wieder neu zu häufen für die große Aufgabe, das Leid seiner Zeit und Umwelt zu lindern, das durch die Schuld, mit der unsere Lage besonders belastet ist, herangerufen wurde.

Wenn man die vergangenen Zeiten überdenkt, so sieht man, daß gerade die leidvollsten Stunden in der Weltgeschichte auch die fruchtbarsten waren, weil sie den Menschen zur Selbstbefinnung zurückführten, aber dann ein reineres und abgeklärteres Leben erzwangen. Daher wird dem Menschen, der sich diese Gedankenwelt erschlossen hat, bewußt werden, daß das Leid und Trage nicht seiner schmerzvollen Bitterkeit auch einen tiefen Wert birgt, der es leidendem macht. Er wird darum wissen, daß das Leid nicht nur eine Strafe, sondern ein großes Geschenk ist, das ihm von dem ewig liebenden Gott zu teil wurde, und daß sein Leben in dem Maße wertvoller wird, als er Leid tragen darf. Denn das Leid ist die gewaltige Probe, die dem Menschen zur Bewährung gestellt wird, in der er seinen Wert oder Unwert offenbart. Werden aber nicht gerade an diejenigen die härtesten Anforderungen gestellt, die zur größten Reifeherkunft gelangen sollen und die Bekendung versehen haben?

Die Zeit dieses Leidens Gnade, und der Mensch, der zur Erkenntnis dieses Wertes gelangt, wird tiefen die Zeit verstehen und ehrfürchtig und dankbar zu ihr stehen. Er wird eine große Kraft besitzen, die ihn befähigt, alle äußeren Schwierigkeiten der Gegenwart zu überwinden und mit klarer Zielstrebigkeit der Erfüllung seiner Aufgaben nachzujagen, die darin besteht, den Menschen, die an den gegebenen Verhältnissen und der Zeit zu zerbrechen drohen, liebend weiterzuführen und nach besten Kräften an der Gestaltung einer guten Welt zu arbeiten.

Diese junge Stimme hat einen so andern Klang, als das was wir sonst von der heutigen deutschen Jugend vernehmen, daß sie uns aufhorchen und sogar ein wenig aufpassen läßt: eine Neunzehnjährige, die die innere Haltung gegenüber der seelischen und materiellen Not der Nachkriegszeit anstrebt. Sie spricht ja nicht zum Zustand, das ein Schuldgebühren hören möchte. Sinter der noch ein wenig unbeholfenen Form sieht die erste Auseinandersetzung eines jungen Menschenfindes mit dem Sinn des heute fast untragbar schweren Lebens und ein Verantwortungsbewußtsein, das weit über seine Jahre geht, die Frucht des gleichen Nationalsozialismus treibt. Wir, die wir so leicht geneigt sind, der gelanten, im ungelungen Hitler-Deutschland aufgewachsenen Jugend Miträuen entgegenzujagen,

büßen an einem solchen Zeugnis nicht achlos vorübergehen. Freuen wir uns über diese tapferen Mädchenstimme, die als Exponent für so manche, uns noch nicht hörbare junge Stimme des „andern Deutschland“ steht. Clara Jolliffe

# Wert und Bedeutung eines gebundenen Milchjahrganges

Der große Wert gebundener Milchjähne wird heute leider von vielen Eltern nicht richtig gewürdigt. Dem ist die Bemerkung: „Es sind ja die Milchjähne!“ hört man häufig genug. Man vergißt aber dabei, daß gesunde Milchjähne einen unheimlichen Einfluß auf den Gesamtorganismus ausüben, denn das Milchgebiß für das Kind in funktioneller Hinsicht die beste Bedeutung wie das bleibende Gebiß für die Erwachsenen. Da die Bedeutung des Milchgebisses geht noch weit über das funktionelle Moment hinaus; man braucht da nur darauf hinzuweisen, daß das Milchgebiß die Aufrechterhaltung der Nahrung nicht nur zur Erhaltung des Körpers, sondern zur Befriedigung seines Nahrungsbedürfnisses zu übernehmen hat. Nur ein funktionelles Milchgebiß vermag diese Aufgaben ganz zu erfüllen. Der Ausfall eines Milchjähnes bedingt schon den Ausfall seines Gegenstückes vom Kauakt und vermindert damit die nutzbare Kaufkraft des Milchgebisses schon um fast einen Viertel entsprechend der geringeren Anzahl von Zähnen im Milchjahrgang. Sehr häufig bedeutet der Ausfall eines Milchjähnes infolge Zahnfäulnis (Karies) und dadurch bedingter Schmerzen die Ausheilung der ganzen Kieferkapsel, da das Kind die schmerzende Kieferseite vor Furcht nicht benutzt. Ein Bild in einem solchen Mund und den auf der schmerzenden Kieferseite im Ober- und Unterkiefer befindlichen Zahnfleisch bewirkt nur zu häufig die Furcht, nicht nur die Kaufkraft und die Verdauung werden geschädigt, der zu frühe Verlust eines Milchjähnes bedingt auch eine geringe Verkürzung des Zahnbogens, ähnlich wie ein Gebiß sich z. B. bei Zahnausnahme eines Steines senkt. Die Verkürzung des Zahnbogens aber bedeutet eine anormale Zahnstellung der später durchbrechenden bleibenden Zähne. In diesem Sinne wirkt vor allem die häufig zu früh erfolgte und auch sehr oft durch entzündliche Prozesse bedingte Exzitation des zweiten Milchjähres. Der vor ihm lagernde sogenannte Gachsjahnzahn wandert dann rückenwärts und bedingt damit Unregelmäßigkeiten der Kieferentwicklung und Zahnstellung mit sich.

Die schon im frühen Kindesalter im Kiefer angelegten Reime der bleibenden Zähne wie das Kieferknochen selbst verlangen zur Unterstützung des spontanen Wachstums einen formativen Reiz, der aber nur durch traktive Kau- und Mahlbewegungen der Milchjähne ausgeübt werden kann. Nach dem zweiten, spätestens gegen Ende des dritten Lebensjahres — das heißt nach Durchbruch aller Milchjähne — paßt sich die Entwicklung des Kiefers der des Erwachsenen an. Alle Nährstoffe aus dem Tier- und Pflanzenreich können dem Kind verdaulich werden, bedürfen aber noch der richtigen Verfeinerung durch die Zähne. Infolge der nicht verbundenen funktionellen Anfrangung der Muskeln beim Kauakt tritt eine bessere innere Durchblutung des Gewebes ein, das Wachstum der im Kiefer eingeschlossenen Organe wird gefördert, und ein kräftiges Kieferwachstum setzt ein. Jede Störung dieser Funktion durch Ausfall von Milchjähnen wirkt naturgemäß auf den Kieferknochen und die zukünftige Einstellung der bleibenden Zähne aus.

Zur guten Entfaltung des Gebisses ist für das Kind die Sanftmütigkeit eines guten und richtig ausgebildeten Kieferknochen ein sehr wichtiger Faktor. Das Kind hat sich bei der Entwicklung des Gebisses ein gutes Modell vor sich befinden. In einem Kindersanatorium wurden unlängst zwei unter den gleichen Lebens- und Ernährungsbedingungen lebende Versuchstiergruppen gebildet, von denen die eine als Brot nur Knädelbrot, die andere zum Vergleich das übliche Babibrötchen erhielt.

Diese Versuche haben eindeutig die Überlegenheit des Knädelbrotes auf die Entfaltung der Zähne und die Sanftmütigkeit des Kiefers des hartknädelbrotfressenden Kindes darzulegen. Der Einfluß des hartknädelbrotfressenden auf die Zähne war überaus groß. Die Kaufkraft der Kieferknochen stieg um 130 Prozent gegen 90 Prozent bei den Babibrötchenfressern.

Die Funktion der Speicheldrüsen hat sich bei den Knädelbrotfressern darauf, daß die Menge des abgesonderten Speichels um die Hälfte, die Alkalienmenge um das Doppelte und die Alkalioonzentration etwa um einen Drittel tiefen. Gekundert und reichlicher Mundspeichel ist der beste und natürlichste Schutz der Zähne.

Schäferin und Schafe in jene goldbraune Heiterkeit tauchen, wie sie der Sommerabend eben reichlich verstrahlt. NOSTRA DIVINA PASTORE MARIA VERGILIE steht dem unter und im Gespräch mit der beruhtenden Bäuerin erzählt ihr, daß es „ihre“ Madonnen heißt: „Est la nostra“ wiederholt sie trahlend, um gleich darauf entzückend hinzuzufügen, daß sie wieder die schneidigen Hühnerchen hinstellen werde, denn: „Le capre hanno mangiato.“

Die Weeglein sind hier nicht gebaut und berechnet. Die taubend Fußstapfen von Haus zu Haus, von Acker zu Weide, vom Samenfeld zum Walzparzelle sind sie geworden. Immer wenn es Menschen auf ihren Arbeitsgängen, die sie prägen, Schmal und oft kaum sichtbar verbinden sie die Bewohner dieses Landes. Aber da sie punktförmig und leicht sind, überwinden sie Höhen und Tiefen mit der gleichen Selbstverständlichkeit.

Es ist das starke Zueinander der Menschen, der milde Gang zur Pflege der oft stundenweit auseinanderliegenden Scholle, der sie gekloffen. Langsam begreift ihr dieses Volk, das oft in verborgenen, zerbröckelnden Mauern wohnt und doch durch seinen Tag geht mit Singen. Das mit unmaßgeblicher Zügelhaftigkeit an jeder Hand breit Scholle steht (sehr zur Erschwerung einer vernünftigen Sanftmütigkeit), das alles, was mit zierlicher oder stolzer auf Schritt und Tritt, gebührend in seinen Hatten auf dem Rücken trägt.

Diese Wege kennen weder Aufstehen noch Erschrecken, wenn Schlicht oder Ramm sich trennen einschließen. Wie ein beschwingenes Vieh wandern sie hangentlang, zigaden zur Höhe, laufen in die verdunderte Nacht unangähiger Schluchten. Und ob die müdenen Stuten der Leffner Sturzeigen ihre schmal aufgeschlagenen Quirlanden manchmal am leuchtenden Hang greifen und abgewinnen, immer hindert der nackte Fuß des Hirten oder der kleine Huf der Ziege eine verbindende Stelle.

# Wort der Frauenpresse

Der Frauentag 1946 wird sicherlich zu einer machtvollen Kundgebung des Frauenwillens, an den großen Problemen und Arbeiten der Gegenwart teilzunehmen und einen guten Beitrag zu deren Lösung und Erfüllung zu leisten.

Die Frauen haben zu allen Zeiten bewiesen, daß sie imstande sind, Verantwortung zu übernehmen. Sie haben oft früher als die Männer Mühsal erkannt und sind opferbereit und mutig daran gegangen, der Not und dem Elend durch Schaffung sozialer Werte zu wehren. Wie dieser Einflusses hat im Laufe der Jahrzehnte vom Staatsübernommen und weitergeführt worden und man hat deren Überheben vergessen. Die Frauen wollen ihre Kräfte des Sprechens und des Handelns für die Allgemeinheit einsetzen; sie sind überzeugt, daß sie Gutes zu leisten imstande sind, wenn man ihnen gerechtweise erlaubt, zum Wohle des Landes mitzuarbeiten als Bürgerinnen mit vollen Rechten und Pflichten. Um dieses Ziel zu erreichen, benötigen wir Frauen auch eine eigene Presse, die unsere Ansprüche immer wieder verteidigt und in den eigenen Kreisen aufklären möchte sein.

Wäge der Dritte Frauenkongress auch nach dieser Richtung mitren und dem „Schweizer Frauenblatt“ neue Freunde werben! Elf Jüdin-Spitzer Präsidentin der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“

# Unser freudiges

## Zusahme der Frauenfrucht... auch in Amerika

Die „Weltwoche“ hat in ihrer Nummer vom 3. Mai 1946 von der Hauptstadt Americas ein wenig schmeichelhaftes Bild — als einer Stadt des Klaffens und der Stagnation — entworfen. Nach der „Saturn-Geburt des Koff“ ist Washington das Hauptquartier der dreier Parteien: der demokratischen, der republikanischen, und der Sozialisten. Und zwar sei die cocktailparty die mächtigste der dreien — Das geistige Leben der tonangebenden Gesellschaft scheint sich zu erschöpfen in der Veranstaltung ebenso verführerischer wie geistig inhaltslos parades. „Die Zahl der Parties, die in Washington gegeben werden, hat die Stadt zur Liebessstadt der Vorkriegszeiten gemacht.“ Wie beispielhaft unverändert macht des Dollars in der amerikanischen Hauptstadt geht folgen, von der „Weltwoche“ erwähnter Fall: „Eine bekannte Washingtoner Gastgeberin läßt das Ernährungsproblem für ihre Gäste dadurch, daß sie — zu einer Zeit, wo das Land unter Benjaminsmittellitt, ein mit Staats bedandenes Auto über 1000 Kilometer weit von Chicago nach Washington kommen ließ.“

Die Darstellung der „Weltwoche“ findet eine Bestätigung in einer Feststellung des Women's Bureau of the Metropolitan Police Department, monach im Jahre 1945 in Washington 2700 Frauenspersonen wegen öffentlicher Betrunkenheit von der Polizei verhaftet wurden gegenüber der früheren „normalen“ Zahl von 1600 Frauen. Das Durchschnittsalter dieser Frauen liegt unter 30 Jahren.

Dr. L. Bergberg, Direktor der Abteilung für Gesundheitspflege des Gesundheitsdepartements von Washington, schreibt diese Anzeichen der Frauenfrucht der großen Zahl alleinlebender Frauen zu. Bis aber „The Voice“ vom April 1946 dazu bemerkt, gab es von jeder alleinlebender Frauen, ohne daß man bei ihnen je eine solche Häufigkeit Alkoholgehalt beobachtet hätte. Die Frauenfrucht sei weitestfalls das Ergebnis der gemäßigten öffentlichen Anerkennung, die dem Alkohol durch die Abhängigkeit des Alkoholismus zuteil geworden ist, sowie der ganzen Verherrlichung des Alkohols durch Kino, Radio, Presse! — Diese sog. Organe der öffentlichen Meinung in Amerika ebenbürtige Organe des Alkoholismus.

Wie Dr. Alton J. Smith, Brooklyn, erklärt, steht mancher der aus dem Krieg heimkehrenden Soldaten vor einem Leibesstand, den er nie gehabt hätte: vor der Trunkenheit seiner Frau, Braut oder Schwester!

Wie wir in unserer Nummer vom 1. Juni berichtet haben, bemüht sich Mrs. Truman, die Frau des Präsidenten der Union, der nicht nur in sozialen, sondern geschäftlichen Mode der Cocktails entgegenzuwirken; sie hat an einen großen gesellschaftlichen Anlaß das Alkoholium zurück und warnte, bis man sie alkoholisiert beholte. Es würde einen neuen Frauenkongress — und zwar gerade von Frauen der tonangebenden Gesellschaft — brauchen, um dem Uebel mit Erfolg zu begegnen. Ob Amerika noch über sozial moralische Kraft verfügt? (und die Schweiz?) (Zus: „Die Freiheit“)

nicht anders, als ginge es hindurch geradezu in den Himmel hinein.

Oder ihr könnt auf einer dieser gebauten, geschätzten, gemalten Straßen in weiten Straßen den Stamm erlangen, auf ihr in den heimlich süßen Duft einer Madonnenblüte eintauchen, auf süßer Bräute die taufenden Wasser überfließen und nach zehn Minuten weiteren Steigens unerwartet am Ende der breitgelegenen Fahrbahn stehen, lässig und lässig abgemessen von einem dunkelroten Gang. Weit über oder läßt die klare Kontur des Bergtammes, den zu erreichen ihr euch auf die Straße begabt.

Vertraut den Weeglein, sie tragen nicht. Wenn sie tenen, verläßt, ihre liebenswürdige, edelgebundene Einsamkeit zu begreifen: ihr merkt sie lieben.

Sie führen euch zu schlichten Menschen in die entlegenen Täler, sie schenken euch unverhoffte Staubkübel in die schwingenden Wellen dieses blauen Landes. Sie ziehen über den Rücken der Hügel und lassen euch in bezauberndem Freiheitsgefühl die geliebte Heimat erkennen. Sie leiten unerwartet zu einem jener stillen, hohen Steinturme, der vor unheimlichen Sichten ins Weite. Oder sie zeigen euch die Versuchung eines verfallenen Eremitenlofters und wenn ihr Glück habt, geschloßene zu sie jener gebietlichen Abendfunde, in der das stinkende Tagesgeruch im schmalen Weeglein und einzig unverfälschter, gebietlichen schmalen Weeglein durch gelbes Glas Umgang findet zu den hohen Reichtum des Alters, das sich im dümmrigen Raum aufzünden wie goldene Flammen und ein süßes Licht um die Madonna zu schweben beginnt, das selbe empormandert und still vergeht.

Die Weeglein sind's, die euch Einbild gewöhnen in den Lebensraum eines großen Teiles eurer Mitbedingten jenseits des Gotthards, nicht die Straßen mit ihrem internationalen Getriebe und dem zeitlich greisenden Staub.

Sie können sich an schuldhafter Wand empormandern und, um eine Kose biegen, euch plötzlich einer

Leffnerin gegenüberstellen, deren hoch mit Heu oder Rau oder Spitz bedeckte Gerla sie nicht hindert, frei auf Kappeln im Saecel der Wand entlang zu balancieren, dem Stiefelstump in den Händen. Auf ihnen findet ihr nach selbem Aufstieg durch Schlucht und Geröll zur hochgelegenen Orasumule in die Gestaltfische des Steinhaumes, wo die schmelzende Monna mit dem zerstückelten Geflücht am Herberber die Polenta rührt, indes die tangenden Flammen ein herrliches Funteln anheben im sauber polierten Kupfer auf dem Wandbrett. Freundlich unterbricht sie das Gespräch, braut euch den gemauerten Raiffe und serviert ihr mit unmaßgeblich viel Zucker und einem Schuß milchartigen Quappas.

An diesen Weeglein finden die vielen Kapellen mit den oft so lässig und einfach gemalten Heiligen. Ist es aber die Sungfrau Maria selber, die hier verehrt wird, sehen sie die Blumen zu ihren Füßen, seien sie auch nur in alle Wechschücheln gestellt oder einfach ins Gitter gesteckt.

Und es kann sich begeben, daß ihr auf einem dieser verbohrenden und leise flührenden durch wuchsenden Aufschwald und mehrere Schluften unerwartet in eine goldglitzerfällige Gangmühle tretet, einem laust gebetteten Räumteppich vergleichbar, der seine leuchtende Sonnenreflexe als regelmäßiges Märcel bis unter die herrlichen Kaffeebänke beim Steinhaum des Bauern bietet. Beglückt folgen eure Blätter dem seligen Zauber der Faltler, ihr schürft den starken Honigduft und erntet jenseits das schmalaufschwebende Licht einer Rapelle. Eine Madonna besonderer Art schwebt hier das Wohl: eine Schäferin ist's mit grabendigem Gantier in alter Leffnertracht, inmitten einer Schafherde. Sie trägt kein königliches Szepter — zierlich schäft ihre Hand einen spitzengezierten Sonnenhalm, indes die andere die Kuntel trägt. Rein blauer Mantel umschließt das leuchtende Rot des Gewandes: eine typischerweise wiederholt in dunklerer Farbe die heiter stützenden Töne von Braun und Gelb, weißlich

Die Weeglein sind's, die euch Einbild gewöhnen in den Lebensraum eines großen Teiles eurer Mitbedingten jenseits des Gotthards, nicht die Straßen mit ihrem internationalen Getriebe und dem zeitlich greisenden Staub.



**Wir machen „Du“ ja**

Soll man mit dem „Du“ ja machen? Wirklich vorichtig sein? Oder darf man das Herz freieren lassen, wenn die Beziehung zwischen Freunden so schön und wertvoll geworden ist, daß man sie am liebsten durch das „Du“ noch vertiefen möchte?

Und warum eigentlich vorichtig? Was kann einem denn durch dieses Vornehmen schon Schlimmes passieren? Aber — es gibt Leute, die sich dabei hüten, nach der Mahnung des alten Sprichwortes: „Vorichtig ist die Mutter der Weisheit“.

„Nein, mit dem „Du“ mach ich nicht so schnell, da muß ich jemanden schon sehr genau und lange genug kennen, bis ich mich dazu entschließen kann.“ Sie unternahm etwas von schlechten Erfahrungen und von der Unvorsichtigkeit, sich allzuvertraut mit Menschen einzulassen, die man zu wenig kennt, oder die einem nicht so viel bedeuten, daß sie einer vertraulichen Freundschaft wert wären.

Wenn ich zwei Liebende zum ersten Mal „Du“ sagen, bedeutet dieses Vornehmen eine Seligkeit, — gewissermaßen eine Offenbarung und ein „Schlüsselstein“ im bildlichen Sinne zu dem Allerheiligsten; den intimen Bezirken der Seele! Die förmlichen Schranken sind gefallen, und man betrachtet sich gegenseitig als „Freunde!“ Daß man Freunden gegenüber gerne offener ist, als Bekannten gegenüber, versteht sich von selbst, und mit dem „Du“ hat ja schließlich ein Vertrauensverhältnis begonnen, das gepflegt wird, weil man gegenseitig etwas voneinander erwartet: Freundschaft oder gar Liebe! Daß Freundschaft falsch verstanden oder mißbraucht werden kann, lehren manchmal bittere Erfahrungen, und so schleichen sich dann eben Mißtrauen und Voracht ein, die vor ähnlichen Enttäuschungen warnen.

Selbstverständlich tragen solche Erfahrungen nicht dazu bei, die Lust und Freude am „Du“ ja machen zu vergrößern. Im Gegenteil! Man bekommt es mit der Angst, sich damit am Ende etwas zu „bereiben“, wird zurückhaltend und gibt sich nur flüchtige und in abgedrehten Worten! Dabei geht wenig verloren, gewiß, — aber man gewinnt auch nichts, und manche Freundschaft wird durch solche Überhebungen zurückgeführt eben zur ewigen und bedeutungslosen Bekanntheit, oder — was etwas paradox anmutet, zu einer wirklichen Freundschaft ohne daß man es merkt, obwohl das „Du“ gar nicht angewendet wird. Freundschaften, wahre und wertvolle, hängen schließlich an feiner gesellschaftlichen Form, und eigentlich gewinnt das „Du“ doch „nur“ gerade die Bedeutung, die man ihm selbst beimißt. Es liegt ganz im Ermessen des Einzelnen, aus dieser Sphäre der äußeren Form das Entstehen zu lassen, was einem Herzenbedürfnis ist. Und schließlich steht es einem auch nach dem „Du“ ja machen“ völlig frei, aus dem Freundschaftskreis zurückzutreten, wenn man sich gekränkt haben sollte. Warum muß das „Du“ eine Fessel bedeuten? Doch höchstens für den, der nicht weiß, daß schließlich alle und jede Freundschaft in der Freiheit wächst? Ob mit oder ohne „Du“! Es gibt Menschen, die ohne das „Du“ eine wunderbare Freundschaft zu pflegen imstande sind, und

andere, die trotz dem vertraulichen Vornehmen etwas pflegen, das sie wohl Freundschaft oder Liebe nennen, das aber in Wirklichkeit eine ganzlich wertlos, oft sogar gedanken- und liebevolle Beziehung geworden ist!

Die gesellschaftliche Form schreibt vor, daß der Jüngere dem Älteren das „Du“ antrugener hat, oder die Dame dem Herrn. Also geht es hier nicht nach Gefühlen, sondern um eine Höflichkeitssache, die berechtigtweise der Dame und dem Älteren den Vorrang läßt. So ist das „Du“ ja machen“ oft eine recht gefühlvolle Angelegenheit, die in dieser Form nicht jedem ohne weiteres gegeben ist. Wie schon gibt sich dagegen das „Du“ der Liebenden, das aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht, und das wohl- und formlos von jedem zuerst ausgesprochen werden darf. Aber auch hier gilt eben nicht das Wort als solches, sondern die wahre und tiefe Neigung die es auslöst! Sie allein weist auch die Freundschaften, die wohl durch das „Du“ einleitet oder äußerlich gestempelt werden können, in ihrem Bestehen und Vergehen aber nicht daran gebunden sind. Es ist daher besser, diesen Vornehmen an sich keinen bindenden Wert beizumessen, nicht als Gebotener und nicht als Nehmender. Es verpflichtet zu nichts und bedeutet an sich nichts, denn Worte sind „Schall und Rauch“. Warum sollte man es also nicht gewähren wenn darum gebeten wird? Und warum sollte man es nicht anbieten, wenn einem ein Mensch sympatisch ist?

**Aus dem Eherecht**

**Der Vernachlässigung familienrechtlicher Unterhaltspflicht durch den geschiedenen Ehegatten als strafrechtlicher Tatbestand**

Nach Art. 217 Abs. 1 des schweizerischen Strafrechtbuchs, kann mit Gefängnis bestraft werden, wer aus bösem Willen aus Arbeitsloshaus oder aus Vordringlichkeit die familienrechtlichen Pflichten gegenüber seinen Angehörigen nicht erfüllt. In Absatz 2 des gleichen Artikels wird ferner ausdrücklich festgesetzt, daß diese Strafandrohung unter den gleichen Voraussetzungen wie unter Absatz 1 auch für denjenigen gilt, der die vermögensrechtlichen Pflichten gegenüber seinem außerheirlichen Kinde und dessen Mutter vernachlässigt.

In der Folge stellte sich nun die Frage, ob der geschiedene Ehegatte auch zu den Angehörigen im Sinne des Art. 217 Abs. 1 zu zählen sei. Art. 110 § 2 des Strafrechtbuchs umschreibt den Begriff der Angehörigen wie folgt: „Angehörige einer Person sind ihre Ehegatte, ihre Verwandten gerader Linie, ihre vollbürtigen und halbblütigen Geschwister, ihre Adoptiveltern und Adoptivkinder.“ Unter diese Definition fällt der geschiedene Ehegatte dem Wortlaut nach nicht und das zürcherische Obergericht folgte daraus, daß der Nichtbezahlung von Alimenter an den geschiedenen Ehegatten keine strafrechtlichen Folgen zukommen können. Es begründete diesen Standpunkt mit dem historischen Verbeugung von Artikel 217 Abs. 1, der keine andere Deutung des Begriffs „Angehörige“ zulasse, als die in Art. 110 gegebene. Es berief sich ferner auch darauf, daß Art. 217 in der Kategorie der Verbrechen und Vergehen gegen die Familie figuriere, zwischen den geschiedenen Ehe-

gatten aber keine schlagenswerten familienrechtlichen Bande mehr beständen, weil diese durch die Scheidung rechtlos gelöst und liquidiert seien. Aus diesem Grunde müßte die Forderung der geschiedenen Ehefrau gleich behandelt werden wie diejenige eines gemöhnlichen Gläubigers.

Das Bundesgericht ging mit dieser Argumentation des zürcherischen Obergerichtes nicht einig. Es deutete nicht nur den historischen Verbeugung von Art. 217 Abs. 1 anders, sondern berief sich auch auf die inhaltliche Fassung des Artikels, der nicht von Angehörigen, sondern ganz allgemein von der Vernachlässigung familienrechtlicher Unterhaltspflichten spricht und denjenigen als Straftäter bezeichnet, der „per malivolere, ossia che gli sono imposti dal diritto di famiglia.“

Im Gegensatz zum Standpunkt des zürcherischen Obergerichtes, betrachtet das Bundesgericht auch die familienrechtlichen Beziehungen der geschiedenen Ehegatten nicht als durch die Scheidung rechtlos gelöst, sondern bezieht gerade die Unterhaltspflicht des einen Ehegatten an den andern als Nachwirkungen des ehelichen Verhältnisses, die als solche ebenfalls dem strafrechtlichen Familienrecht unterliegen müßten. Was zur Folge habe, daß Art. 217 Abs. 1 auch bei Nichtbezahlung von Alimenter an den geschiedenen Ehegatten anwendbar sei.

Diesem Ergebnis des Bundesgerichtes kommt deshalb größte Bedeutung zu, weil sehr oft der geschiedene Ehegatte die ihm vom Richter auferlegten Unterhaltspflichten gegenüber dem andern Ehegatten nachlässig, sei es, daß er sich einer Verweigerung durch häufigen Wohnortwechsel entzieht, sei es, daß er wenig oder überhaupt nichts arbeitet, um sich auf diese Weise um die Zahlungen zu drücken. Solch böswilligen Schuldnern gegenüber hilft einzig der Schutz, wie ihn Art. 217 des Strafrechtbuchs bietet.

Dr. A. W.



Schweizerisches Jugendchriftenwert (SJB)

Das SJB hat wiederum 4 Neuererscheinungen zu präsentieren, die sich nicht an die Reihe der bereits herausgegebenen Stelle schließen. Alle fünf sind mit gutem, zum Teil sehr reizvollen Bildern und farbenreichen Umschlägen ausgestattet.

Nr. 225 „Bierfüßiger Lebensretter“, Reihe: Für die Kleinen, von 9 Jahren an.

Das Heft enthält 5 reizende Tiergeschichten, die unteren Kleinen sicher viel Freude bereiten werden. Möge die Tierliebe in den Herzen der Kinder gepflanzt, zur Menschliebe aufblühen.

Nr. 226 B. Kattan „Fabeln“, Reihe: Literaturliches, von 12 Jahren an.

Fabeln sind Spiegelungen menschlicher Tugenden und menschlicher Art im diegestalteten Reich der Tiere und Pflanzen und Dinge. Dieser Strauß trefflicher Fabeln entzückt durch feine tiefen Gehalt, sowie durch seine liebenswert knappe Form.

Nr. 227 „Der edle Wilde“, Reihe: Historisches, von 12 Jahren an.

Vor allem die Buben werden sich für diese packende An-

banerzählung begeistern. Ein alter Trapper berichtet von seinen Erlebnissen mit Indianern und bezieht seine Zuhörer, daß Wilde oft bessere Menschen sind, als die Weißen.

Nr. 228 E. Eberhard „Im Seimat und im“ Reihe: Geschichte, von 12 Jahren an. Diese Erzählung aus der Zeit des Unterganges der alten Eigenenheit berichtet vom wechselvollen Schicksal eines Bergingebens. Schriftnachweise erhalten Sie kostenlos bei der Geschäftsstelle des SJB, Seefeldstraße 8, Zürich 8. Das SJB-Heft kostet 40 Rp. und ist an Kiosken, guten Buchhandlungen, bei den Schulvertriebsstellen, oder bei der Geschäftsstelle des SJB, erhältlich.

**Sonnenleiten im Malvagliatal**

Lejoprobe aus Piero Bianconi: Kreuz und Sonnenleiten im Tessin. Drei grüne Berge mit drei goldenen Lehren in silbernem Feld unter der geschmeidigen Weibung eines farbenstrahlenden Regenbogens, auf dem zwei Engel sitzen: so, als heraldisches Bild, hat sich mir die Erinnerung an einen glücklichen Tag eingepreßt.

Es war ein Tag, der, klingend von dem feinen Rauhen reifer Lehren, halb Sonne, halb Regen versprach, denn damals trat die Sonne eben aus dem Sternbild der Jungfrau in das der Waage über, war er für die Sonne, so vermied er jedes Übermaß; neigte er zum Regen, so genügt ihm ein paar Tropfen, damit die Steine für einen Augenblick leucht glänzen sollten und das dürrer Gras schmiegamer werde. Und logisch nach jedem Regenhaufen spannten sich rötlich leuchtende Regenbogen am Himmel, der blendend glänzte, als triebe die Sonne kurzweil mit leicht verschleierten Spiegel. So ging der Tag dahin zwischen Sonnenerhellung und Regenbröckchen, unendlich lieb, so lieb, daß es einem war, man sehe blaue Engelsgestalten, die angeht an die sich wäbende Farbenfata und haunend auch sie, neugierig dieses so heitere, erhebbende Schauspiel betrachteten. Dieses überirdische Licht, dieses große schattenlose Licht, welches das stille Tal da und dort mit Gold überflimmerte, konnte wirklich nur von ihnen kommen!

Sehr lebendig spürte man eine göttliche Gegenwart um diese schlichten, gelagerten, stillstehen Bauern, die sich inmitten der hohen, leicht verschleierten Berge wie Reife fleißiger Ameisen bewegten, eine wohlwollende Gegenwart zu deren Lob die Wohlthäter viele, liebliche, dem Menschen freundlich gekümmte Fabelmaler, alterhöflichen an Bergig, weil der Sommer so reich, so gelegen war, weil sichvolle Geborgenheit dieses fast untrübblichen Leben und Mähen — zu allen Zeiten das selbe — umfing, und man stellte sich gerne vor, wie diese unbeschäftigten Engel den Menschen gnädig hind, die da den Roggen mähten, ihn auf die tiefsten feinsten Kornhähnen böben, die gleich schwarzen Reitern zum Himmel aufsteigen. Und auch diese bunten Silhouetten prägen sich, reichend, untrübblich, dem süßeren Grunde auf.

**Radiofendungen für die Frauen**

sr. In der Sendung für die Mutter wird Montag, den 23. September um 13.30 Uhr das Thema „Wesenswahl — jetzt aktuell!“ behandelt. Nachrichten für die Frau sind Dienstag, den 24. September um 19.50 Uhr zu vernehmen und Freitag, den 27. September um 13.30 Uhr ist die Sendung für die Frauen der Westminster „Von der Arbeit der Hausbeamten“ gewidmet. Sprecherinnen sind Gertrud Niggli und Pääli Wettler.

**Reaktion**

Frau El. Studer u. Goumüens, St. Georgenstr. 68, Winterthur. Tel. 2 68 69.

**Vertag**

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Elie Jüdin-Eppler, Ritzberg (Zürich)

**Unmöglich!**  
daß es noch Haushaltungen gibt ohne Dampfkochtopf „Securo“  
Damit kochen Sie zehnmal schneller.  
Wir liefern ab Lager!

**SCHWABENLAND & CIE AG. ZÜRICH**  
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

**SCHAFFHAUSER WOLLE**

**J. Leutert**  
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie  
Zürich 1  
Schützengasse 7  
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7  
Telephon 27 48 88

**Spindel**  
SCHWEIZER KUNSTGEWERBE UND HELMARBEIT  
Zürich 1 / St. Peterstr. 11 / Bahnhofstr. 31 / Orell Füsslihof / Telephon 23 30 89

**KONGRESSBESUCHERINNEN**  
beachten Sie in unseren Auslagen auch das handwerkliche Schaffen der Schweizer Frau

**Weberelen  
Keramik  
Drechslerel  
Stickerelen**

Am 21. September 19 1/2 Uhr im Kongresshaus: **Vorführung unserer Kinderkleider**

Der heimelige **Teeraum**  
Marktgasse 18  
**Gipfelstube**  
W. BERTSCH, SOHN  
ZÜRICH

**Wäsche nach Gewicht**  
das einfachste für die Hausfrau.  
Schönendste Behandlung bei billigster Berechnung.  
Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche

Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur  
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

**Institut MINERVA**  
Zürich  
Vorbereitung auf Universität  
Eidg. Techn. Hochschule  
Handelsabteilung  
Arztgehilfinnenkurs

**Ernd**  
„Guets Brot“  
„Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60  
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44  
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75  
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49  
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

**Maruba** **SCHAUMBAD**  
BAIN DE MOUSSE

Maruba-Schaumbäder sind für jede gepflegte Dame unentbehrlich! Maruba reinigt, erfrischt und verjüngt die Haut. Es regt die Blutzirkulation an; mit Zusatz von Fichtennadelöl ist es nervenstärkend. Die Kosten sind gering (20-30 Rp. für ein Vollbad). Verlangen Sie die vorerhaltenen 1/2 und 1/4 Vorverpackungen à Fr. 20.50 und Fr. 11.75, ausreichend für 120 bzw. 60 Vollbäder oder die beliebigen Flaschen à Fr. 5.25, Fr. 2.80 u. Fr. —, enthält in Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Colporteur.

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Colporteur